

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 36 (1941-1942)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Wie sich im Kanton Bern in den 1820er Jahren die Ideen bildeten, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten  
**Autor:** Walder, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-370967>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wie sich im Kanton Bern in den 1820er Jahren die Ideen bildeten, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten

Von Ernst Walder

## EINLEITUNG

*Die schweizerische Erneuerungsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.*

Von den Ursprüngen einer staatlichen Erneuerung wird die Rede sein. Die Arbeit handelt vom Werden des Staates, der 1831 im Kanton Bern und um die gleiche Zeit auch in den meisten übrigen Kantonen der Eidgenossenschaft zum Sieg gelangte und in der Schweiz die moderne Volksherrschaft begründet hat.

Welches sind denn jene Ideen, «die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten»?

Man kann aufzählen:

- die Idee der Volkssouveränität, dass alle Gewalt von der Gesamtheit des Volkes auszugehen habe;
- die Idee der Gleichheit, dass alle an politischen Rechten gleichgestellt sein sollen;
- die Idee der Freiheit in ihrer doppelten Gestalt: Freiheit mitzuwirken im Staat und Freiheit eines letzten individuellen Bereichs, der jeder staatlichen Einwirkung entzogen sein soll (Glauben, Gedankenäusserung, aber auch Handel, Wirtschaft).

Und man wird bei all diesen Ideen an die grosse Französische Revolution denken und an die Aufklärung.

Man denkt aber vielleicht auch an Ideen des altschweizerischen Staatslebens, die, lange verschüttet, nun eine Wiederbelebung erfahren mochten; etwa die Volksanfragen im alten Staate Bern, die noch im 17. Jahrhundert zum letztenmal betätigt wurden, und andere altdemokratische Überlieferungen.

An all das aber soll man nicht denken. Denn möglichst voraussetzungslos, unvoreingenommen muss die Untersuchung geführt werden.

Deshalb sei einzige Voraussetzung zunächst nur: die Tatsache



einer staatlichen Neuordnung zu Beginn des 4. Jahrzehnts, und einzige Annahme, als selbstverständlich: dass diese Umwälzung nicht plötzlich und aus dem Nichts gekommen, sondern dass mit ihr eine staatliche Erneuerungsbewegung ans Ziel gelangt ist.

So steigen wir zu den Quellen des geschichtlichen Geschehens hinab, um auf alle Stimmen zu hören, die von Erneuerung überhaupt sprechen.

Unvoreingenommen sei die Haltung auch allen geprägten Begriffen gegenüber, die wir verwenden.

Für die staatliche Umwälzung, aus welcher der neue demokratische Staat hervorging, hat sich als fester Begriff die Bezeichnung «Regeneration» eingebürgert. Gerne stellt sich, als Gegenbegriff gleichsam, sofort auch der Name der Epoche ein, die dieser staatlichen Neuordnung voranging: «Restauration». Und auf diese beiden Bezeichnungen wurden seit jeher nun zwei weitere Begriffe mit Vorliebe angewendet:

Man nennt die Restauration eine *statische*, die Regeneration eine *dynamische* Epoche.

Allen abstrakten Begriffen wohnt die Gefahr inne, die Wirklichkeit zu verfälschen, und dieser Gefahr sind nun gerade diese beiden, Statik und Dynamik, nicht entgangen; gerade hier nicht entgangen. Leicht wird ja schon aus dem Sprachgefühl heraus Statik der Stagnation gleichgesetzt, dem Stillstand, Tod; während Dynamik Bewegung, Entwicklung, Leben bedeutet.

So ist denn die *Regeneration* der Völkerfrühling, voll neuen, ungestümen Lebens, nach dem Winterschlaf der *Restauration*, die alle Regsamkeit erstickte; und wo recht eigentlich «nichts geschah».

Wie fragwürdig solche Gliederung ist, geht sogleich auf, wenn wir die Zeiteindeilung genauer zu bestimmen suchen, die beide Epochen trennt.

Das Jahr 1830, mit dem man gemeinhin die schweizerische «Regeneration» beginnt?

«Das Vaterland erwacht; der Riese, der unter den Bergen schlummert, regt sich...», so ruft schon 1826 der Dichter und Politiker Tanner am eidgenössischen Freischiessen zu Basel in einem Trinkspruch aus, «überwältigt», wie er später selber erzählt, vom Eindruck einer für die Zukunft viel verheissenden Gegenwart.<sup>1)</sup> Doch unter dem gleichen Eindruck steht zwei Jahre früher schon ein Schweizerstudent, der auf einer deutschen Hochschule

studierte und im Juni 1824 in einem begeisterten Brief an den «Schweizer-Boten» Zschokkes bekennen muss: «Nicht läugnen kann ich, eine neue Zeit scheint heraufdämmern zu wollen . . .»<sup>2)</sup>

Und es sind nicht vereinzelte Stimmen. Schon um die Mitte der zwanziger Jahre ist in vielen Zeitgenossen wirklich dieses Bewusstsein einer neuen Zeit, eines erneuerten Lebens vorhanden; und es spricht sich aus, in den späten zwanziger Jahren immer häufiger und allgemeiner. So dass der Literarhistoriker Emil Ermatinger in seinem Buch über das «Geistesleben der deutschen Schweiz» die innere Gliederung der Periode von 1815—48, die «zwiespältigen Charakter» habe, durch das Jahr 1825 markiert. «Ihr erster etwa 10 Jahre umfassender Teil ist eine Zeit der Erschöpfung und Ruhe. Ihr zweiter, von etwa 1825 bis 48 reichender, eine Zeit der Erneuerung . . . Man pflegt den ersten als Restauration, den zweiten als Regeneration zu bezeichnen.»<sup>3)</sup>

«Les enfants de la Suisse régénérée», so nennen aber schon 1821 die Berner Zofinger in einem Schreiben an die Waadtländer die neue Jugend der Schweiz.<sup>4)</sup> Und ebenfalls schon zu Beginn der zwanziger Jahre, 1822, lässt Troxler vor der Helvetischen Gesellschaft warnend seine Stimme vernehmen, dass die Ruhe des Zeitalters eine trügerische sei.

«Täuschende Ruhe hat nun zwar seit Jahren Europa umlagert... Aber es gährt ja wirklich die Welt vor unsern Augen aus ihrem trügerischen Frieden auf, und die Fluth des Sturmes wird unfehlbar wieder an die Firnen unserer Berge schlagen. Es lässt sich ahnen, dass die nächste Frage, die das Schicksal vielleicht bald an uns thun wird, keine geringe sein kann, und endlich von uns selbst wird gelöst werden müssen.»<sup>5)</sup>

Die Stürme auf Spanien, Italien, Griechenland mögen diese prophetischen Worte ausgelöst haben. Was sie uns aber ganz unabhängig davon zeigen, ist dies: dass unter der «täuschenden Ruhe» der Zeit doch etwas «geschah», so bedeutsam wie irgendeine laute und weithin sichtbare Tat: im Innern der Menschenbrust nämlich und nicht nur derjenigen Troxlers, sondern vieler anderer noch. Seit 1825 sprach es sich aus, immer lauter und vernehmlicher, in Reden, Büchern und Briefen; schon vorher aber lässt es sich fassen, hier und dort. Nur a h n e n aber können wir das stille Reifen der neuen Ideen und Ideale bis zum klaren Bewusstsein und dem Drang, sie auszusprechen.

Bei vielen vermochte das neue Sehnen und Fühlen wohl nie feste

Gestalt anzunehmen; aber auch in ihnen war das Leben eben gar nicht ruhig, still und statisch. «Überall nahm man eine gewisse Sehnsucht nach neuen Gestaltungen und Erscheinungen wahr, welche in alle Verhältnisse des Lebens einzugreifen schienen . . .», so schreibt in einem Rückblick auf die zwanziger Jahre der Historiker Tillier, der diese Zeit selbst gelebt.<sup>6)</sup> Aber wir hören auch, worauf der Nachdruck liegt: **S e h n s u c h t** nach neuen Gestaltungen.

Das ist das allgemeine Kennzeichen der ganzen Epoche der Restauration: Rückzug des gestaltenden Lebens ins Innere der Menschenbrust. Das ist der **s i n n v o l l e** Gegensatz von Statik und Dynamik: Zeit der Sammlung, des inneren Reifens und der Bildung neuer Ideen, eine Zeit vorwiegend inneren Geschehens; und Zeit der Verwirklichung, der äusseren Handlung und Tat.

Leben, und oft sehr bewegtes Leben, ist auch das «statische»; nur spielt es sich eben nicht auf der weithin sichtbaren Bühne der äusseren Welt ab; und es bleibt für uns oft stumm. In solch höherem Sinn verstanden sind aber die beiden Begriffe Statik und Dynamik, Restauration und Regeneration nicht mehr bloss äusserliche Hilfsmittel der Periodisierung, um geschichtliches Geschehen überhaupt fassen zu können, sondern sie erweisen sich als ein Grundgesetz aller Geschichte überhaupt; Gesetz, weil jener Wechsel als notwendig in der Natur des Menschen, Trägers aller Geschichte, begründet liegt.

So erscheint doch wieder das Jahr 1830 als einzig sinnvoller Markstein im Fluss jenes Geschehens, welches die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ausmacht: als das Jahr, in dem sich jener Bühnenwechsel von der innern in die äussere Welt vollzog.

Die scharfe Scheidung Restauration—Regeneration aber fällt dahin.

**W i r s e h e n v o r a l l e m d e n e i n e n S t r o m d e s s i c h e r n e u e r n d e n L e b e n s .**

Wenn wir die beiden fremden Begriffe ins Deutsche übersetzen, verwischt sich ja schon rein äusserlich für unser Ohr die trennende Grenze:

Restauration: Wiederherstellung, Regeneration: Wiedergeburt.

**W i e d e r g e b u r t , W i e d e r h e r s t e l l u n g :** das ist, bis in die späten zwanziger Jahre, geradezu das Leitmotiv aller Präsidialreden und Vorträge jener Gesellschaft, wo der Ruf nach Erneuerung am machtvollsten erscholl, der

### Helvetischen Gesellschaft.

Troxler, in seiner Präsidialrede vom Jahre 1822, wendet den Blick zurück in die Geschichte unseres Landes, «um das Geheimniss unserer Lebenskraft, unserer W i e d e r g e b u r t und Rettung zu finden»; um zu erforschen, «woher das furchtbare Gift kam, das die edelste Kraft verdarb», und wo das ewige und unverwüstliche Heil liege, «das auch wirklich mitten in all unserer äusserlichen politischen Verderbniss uns erhalten hat, und w i e d e r h e r z u s t e l l e n verspricht». <sup>7)</sup> Er geht dem «hohen göttlichen Erbteil» nach, den «ursprünglichen Eigenschaften unserer Natur», zurück zum «Urzustand», und findet in ihm, in «der Väter Weisheit und Tugend» das «Geheimniss unserer Wiedergeburt». <sup>8)</sup>

Das Mittel aber dieser Wiedergeburt und Wiederherstellung:  
N a t i o n a l e r z i e h u n g .

«Über nationale Erziehung», so lautet das Thema der Präsidialrede von 1823 (des Berners Otth).

Schon im Jahr vorher aber lenkte Orelli den Blick der Versammlung «auf das, was uns zu rauben noch niemand gedacht hat, weil es ausser dem Bereiche fremder Macht, ganz in der unsern liegt»; den «geistigen Bildungstrieb unserer Nation». <sup>9)</sup> Und an der gleichen Sitzung erkannte auch Troxler: «Die Nationalkraft allein ist die wahre Lebensquelle, an die man sich halten, auf die man einwirken muss.» <sup>10)</sup>

1824 spricht Fröhlich über die «klassische Bildung im Bürgerstande» als Mittel zur Erneuerung der republikanischen Tugenden; und an dieser gleichen Zusammenkunft bekennt und betont Orelli noch einmal: «Einzig und allein von weiser Volksbildung, die von Seite der Regierungen gewollt und unterstützt, von den untersten Ständen bis zu den höchsten . . . stufenweise hinaufsteige, umfassend und durchgreifend einwirke, kann ich Heil für die Nation erwarten . . . Alle andern Hoffnungen . . . bleiben eitel und vergeblich.» <sup>11)</sup> Vom Volksunterricht «soll man unser künftiges Heil erwarten», so erklärt auch Pfyffer (1825). <sup>12)</sup>

Im Jahre 1826 aber wurden alle diese Gedanken, Sehnsüchte und Bestrebungen noch einmal zusammengefasst und ausgesprochen von dem Manne, der ihnen und ihrer Verwirklichung sein ganzes Leben geweiht hatte:

### P e s t a l o z z i .

Er spricht, in dreieinhalbstündiger Rede, über «Vaterland und Erziehung».

Auch er geht zunächst dem «ursprünglichen Erbgeist unseres schweizerischen Vaterlandes» nach, zurück in die «Urzeit», die «schweizerische Umwelt», und zeigt der Gesellschaft «die alten Fundamente des ehemaligen Gemeingeistes und der ehemaligen Gemeinkraft unseres gemeinsamen Bürgerlebens», und wie sie allmählich ausgehöhlt worden. Er spricht aber auch von den Bemühungen, gerade im Schosse der Helvetischen Gesellschaft, «die reinen Kräfte unserer altschweizerischen Denkungs- und Handlungsweise... von neuem zu beleben und allmählig wieder herzustellen». <sup>13)</sup>

Er weist die Aufgabe der Gegenwart:

«Wir sind äusserlich gerettet und wieder vereinigt in einen Zustand der Unabhängigkeit versetzt, der den letzten Tropfen alteidgenössischen Schweizerblutes, das sich noch in unsrer Mitte erhalten, mit der Macht eines tief erschütterten Herzens aufruft, alle Kräfte, die die Vorsehung in unsrer Hand gelassen, und in unsrer Hand wieder vereinigt hat, mit der höchsten Anstrengung dahin zu verwenden, uns innerlich wieder herzustellen, und den Schwächen, Übeln, Lücken und Fehlern, die schon vor dieser grossen Weltepoche in unsrer Mitte stark Fuss gegriffen und tiefe Wurzeln geschlagen, mit erneuertem, alteidgenössischem Muthe entgegen zu arbeiten.» <sup>14)</sup>

Wiederherstellung! Immer wiederkehrt der Ausdruck. Es scheint, als gebrauche Pestalozzi mit Absicht dies Wort, durch welches die Epoche sich ja selbst gekennzeichnet hat; als wolle er der bloss äusserlichen Wiederherstellung seiner Zeit, die nur eine Wiederherstellung von Formen war, die innerliche entgegensetzen, die geistige Wiedergeburt, als die, welche vor allem not tue.

Was die schweizerische Erneuerungsbewegung zunächst charakterisiert, bis über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus, ist schon deutlich geworden; in allen Reden der Gesellschaft, der Hauptträgerin der Bewegung, kehrt es immer wieder; die Betonung, dass wichtiger als alle Formen ein neuer Geist.

So Troxler 1822: «Ganz gewiss liegt das Heil nicht in Statuten und Formen, nicht in gewalthätigen Revolutionen, noch in äusserlichen Restaurationen... nicht im Hervorziehen morscher, zweckwidriger Staatsgerüste...» <sup>15)</sup>

«Die Nationalkraft allein ist die wahre Lebensquelle, an die man sich halten, auf die man einwirken muss...» <sup>16)</sup>



«Nur Wegräumung des Fremdartigen, Entfernung der Unnatur» ist gefordert; «aber auch dieses muss von innen ausgehen.»<sup>17)</sup>

1824 aber klagt Fröhlich darüber, dass auch jetzt noch «die Freiheit und Unabhängigkeit unsres Vaterlandes mehr von den Bundes- und Kantonalverfassungen . . . als von einem lebendigen Geist der Freiheits- und Vaterlandsliebe erwartet wird . . .»<sup>18)</sup>

Und auch Pfyffer fordert, 1825, «Anregung der im Volk liegenden Kräfte», und es werde «der beabsichtigte hohe Zweck ungeachtet der Lockerheit unsres gemeinsamen Verbandes und ungeachtet der Mangelhaftigkeit vieler unsrer Institutionen erreicht werden.»<sup>19)</sup>

Und gleich tönt es auch aus den andern Vereinigungen, welche die Erneuerungsbewegung trugen. So aus dem Zofingerverein; so aus dem Sempacherverein.

Diese Stimmen, besonders aber die Verhandlungen und die Vorträge der Helvetischen Gesellschaft bis 1827 etwa, erinnern unwillkürlich an die Reden Fichtes an die deutsche Nation.

So wie Fichte vom Schweizerpädagogen Pestalozzi ja ganz entscheidend beeinflusst war, so scheint auch wiederum Fichte auf die schweizerische Erneuerungsbewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingewirkt zu haben.

«Die Reden im Kreise der helvetischen Gesellschaft wurden Reden an die Nation», sagt Zschokke an der Tagung von 1829.<sup>20)</sup> Und noch einmal, in der gleichen Ansprache: der Geist der hier versammelten kleinen Gemeinde möge sich ausgiessen in die grosse Gemeinde der Eidgenossen, «dann können wieder die hier gesprochenen Reden als eben so viele Reden an die Nation gelten».<sup>21)</sup>

Das sind vielleicht nicht nur zufällige Anklänge. Auch Otth, in seiner Rede über Nationalerziehung, erinnert an die Erhebung Preussens.

Bedeutsamer sind die inneren, die geistigen Parallelen in den «Reden» hier und dort.

Wichtig für die staatliche Erneuerung sei vor allem ein neuer Geist, so hörten wir immer wieder im Schoss der Helvetischen Gesellschaft.

Auch Fichte erklärt, wo er von echter deutscher Staatskunst spricht, diese wolle «nicht ein festes und gewisses Ding als das erste», sondern «gleich von vornherein und als das allererste und einige Glied einen festen und gewissen Geist».<sup>22)</sup> «Der vernunftgemäße Staat

lässt sich nicht durch künstliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muss zu demselben erst gebildet und heraufgezogen werden.»<sup>23)</sup>

So ist auch sein Rettungsmittel, nicht ein neuer Staat, sondern: «Erziehung der Nation . . . zu einem ganz neuen Leben.»<sup>24)</sup> Das doch nicht etwas ganz Neues ist. Denn «Bestimmung des Menschengeschlechts auf der Erde» ist, «dass es mit Freiheit sich zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist.»<sup>25)</sup> So wird die sechste Rede eine «Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte» und die siebente «Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volkes». Es wird der Nation ein Spiegel vorgehalten, damit sie «ihren wahren Gang und ihre wahre Bestimmung» erkenne. Dazu soll sie erzogen werden, und in dieser Erziehung liegt ihre einzige Rettung; einer Erziehung, die an die von Pestalozzi aufgestellten Grundsätze anschliessen soll.<sup>26)</sup>

Wenn wir hier geistige Parallelen aufgewiesen haben, so wird nun doch sogleich auch der ganze damalige Unterschied zwischen deutschem und schweizerischem Geiste offenbar.

Wenn wir diese Reden der Helvetischen Gesellschaft und die Fichtes an die deutsche Nation, die doch beide auf ihre Gegenwart, auf die gegebene Welt einwirken wollten, nebeneinander halten, so fällt vor allem auf, wie viel mehr wirklichkeitsverhaftet das schweizerische Denken, auch das des Philosophen Troxler, war. Die kühne und ideale Höhe wie bei Fichte oder den andern grossen deutschen Philosophen der Zeit erreicht es nirgends. Dafür aber entgeht es auch der Gefahr, den festen Boden unter den Füßen zu verlieren, und es zeigt auch das viel stärkere Vermögen und auch den bestimmteren Willen, auf die Wirklichkeit unmittelbar, praktisch einzuwirken.

Erneuerung durch nationale Erziehung wird als erstes gefordert. Aber damit es nicht bloss eine theoretische Forderung bleibe, sind Lehrfreiheit, Denkfreiheit, Pressefreiheit dazu unerlässlich. Man will aber praktisch wirken, und man f o r d e r t diese Freiheiten.

Das Gefühl, dass die Wirklichkeit, die bestehende Form des Staates der geforderten Erneuerung und «Wiederherstellung» hinderlich sei, ja ihr im Innersten widerspreche, konnte gerade bei solcher Denkhaltung nicht ausbleiben; und dieses Gefühl wurde gegen Ende der zwanziger Jahre denn auch immer stärker.

Wenn Tanner etwa vom Sempacherverein versichert, dass sein Bestreben rein vaterländisch gewesen sei, unabhängig von Lieb-

lingsmeinungen über Staatsformen, so muss er dann doch hinzufügen: «... im Gefolge von Theilnehmern vorgerücktern Alters, welchen die bestehenden Verfassungen für freie, naturgemäße Entwicklung hinderlich schienen, hörte indess der Verein auf, ein bloss vaterländisch-burschenthümlicher zu sein und wurde zum Mittelpunkt von Gesinnungen, welche einen bestimmten Wirkungskreis im öffentlichen Leben und Entvogtung von der üblichen Verwaltungsweise zu erlangen sich bemühten...»<sup>27)</sup>

Wenn noch zu Anfang der zwanziger Jahre, 1821, Thaddäus Müller sich dagegen zu verwehren müssen glaubt, dass die Helvetische Gesellschaft «die eingeführten Regierungssysteme und Regierungsformen durch den Geist, der von ihr ausgehen würde... erschüttern könnte» und verlangt, «unsere Gesellschaft muss mit unserer Republik, mit ihren Verfassungen, mit ihren Regierungen sich verbinden»<sup>28)</sup>, sieht sich Zschokke am Ende des Jahrzehnts, 1829, genötigt, den Blick der Gesellschaft «auf den von einander abweichenden Gang zu lenken, welchen in unsern Tagen die Nation selbst, und welchen die öffentliche Verwaltung in den verschiedenen Gauen derselben genommen hat.»<sup>29)</sup> Die alten Formen, erklärte er, griffen feindselig in das edlere Lebensverhältnis der Nation ein; sie drohten allmählich die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen.

1830 aber stellt Prof. Hottinger mit einem Blick auf den Bund die Frage, ob das neue Gebäude, das ebenso fundamentlos, ebenso morsch sei wie der alte Bund, denn beim ersten Sturm zusammenstürzen solle. «Sollen wir nicht in Zeiten trachten, ein neues, sicheres aufzuführen?»<sup>30)</sup>

Ein neues Gebäude! da das alte sich mit dem neuen Geist schlechterdings nicht mehr vertrage: das wurde nun auch der beherrschende Gedanke im Blick auf die Form der k a n t o n a l e n Verfassungen.

Im gleichen Jahr noch und in den folgenden wurde er verwirklicht. Der neue Geist trat in die Wirklichkeit ein und wurde Tat. Der Bühnenwechsel von innen nach aussen war vollzogen.

\* \* \*

Erste Aufgabe sei, so wurde eingangs aufgestellt, hinabzusteigen zu den Quellen des geschichtlichen Geschehens, um auf a l l e Stimmen zu hören, die von Erneuerung überhaupt sprechen.



Ein Doppeltes war festzustellen.

Als erstes: immer wieder wird man in die Vereine gewiesen — den Zofingerverein, den Sempacherverein, die Helvetische Gesellschaft vor allem —, als den Gefässen und Bildnern eines neuen Lebens. Von den Vereinen in erster Linie schien die Erneuerungsbewegung getragen zu sein.

Wir bekamen zweitens auch schon ein Bild vom Charakter dieser Bewegungen. Eigen ist ihnen allen, so sahen wir, die Sehnsucht und der Wille nach einem besseren, erneuerten Leben. Bis in die zweite Hälfte des Jahrzehnts hinein wird aber gar nicht so sehr an eine Veränderung der Formen gedacht als vielmehr an eine Erneuerung von innen heraus, eine innere Wiedergeburt.

Noch mehr:

Auch wo man dann, besonders in den späteren Jahren, bestimmtere und praktischere Ziele zu fassen bekommt, sind sie gar nicht einheitlich und vor allem gar nicht immer auf Volksherrschaft hinweisend.

Wenn Hottinger, in seiner Präsidialrede von 1828, in einem der beliebten Rückblicke aufs verlorene Paradies, das wiederhergestellt werden soll, festhält, dass «dem Volk nicht mehr der unmittelbare Antheil geblieben, der in den Zeiten unserer blühendsten Nationalkraft bey Behandlung der wichtigsten Geschäfte ihm oftmals vergönnt war», so findet er es für nötig, in einer Fussnote ausdrücklich zu erklären: «Dieses wird hoffentlich von Niemandem so ausgelegt werden, als ob der Verfasser die alte Ordnung zurückwünsche. Er findet es weit besser, dass das Volk vernehme, wie es regiert wird, als dass es selbst regiere.»<sup>31)</sup>

Mitgliedschaft und selbst eifriges Mitwirken in diesen Vereinen bedeuten also noch nicht Bekenntnis zu jenen politischen Ideen, die wirklich zur Volksherrschaft geführt haben (Volkssouveränität, Gleichheit der politischen Rechte usw.).<sup>32)</sup>

Was die einleitenden Betrachtungen uns sagen, ist dies:

dass die Vereine auch im Kanton Bern zur Bildung und Verbreitung der neuen Ideen beigetragen haben k ö n n e n (auch jener entscheidenden, deren Verwirklichung die Volksherrschaft begründen musste), ja, dass dies vor allem von ihnen zu erwarten sei, als den Hauptträgern der Erneuerungsbewegung; weshalb die eigentliche Untersuchung denn auch mit ihnen beginnen soll.

Ob sie eine solche Wirkung auch im Kanton Bern nun tatsächlich gehabt, ist also jetzt zunächst zu untersuchen.

## I. Abschnitt

### 1. TEIL

#### Vereine

##### 1. Helvetische Gesellschaft

Einem Berner sind wir in ihrem Schosse schon begegnet: Ludwig Albrecht Otth, Spitalvorsteher in Bern, der an der Tagung von 1823 über Nationalerziehung sprach. An der vorjährigen Sitzung war er zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt worden, «eine Ehre, die etwas sparsam Bernern zu Theil geworden ist», wie Rudolf Fetscherin in der Biographie seines Freundes feststellen muss.<sup>33)</sup> Vielleicht nicht ganz ohne Grund? Nachdem Otth, der «brav und freimüthig» sprach, seine Präsidialrede beendet hatte, hörte Fetscherin einen Vordermann ganz erstaunt ausrufen: «Näi, isch das aber au ä Bärner?»<sup>34)</sup>

Noch erstaunter mögen die Schinznacherfreunde in jenem Jahr aber über die Zahl der Berner Teilnehmer an der Tagung gewesen sein.

Die Gesellschaft zählte damals 231 Mitglieder, darunter 20 Berner.<sup>35)</sup> Die Zusammenkunft von 1823 vereinigte 112 Freunde der Helvetischen Gesellschaft, teils Mitglieder, teils eidgenössische und fremde Ehrengäste. Von den Berner Mitgliedern waren 5 erschienen; diese hatten 8 Gäste mitgebracht.<sup>36)</sup> Eine Zahl, die einiges Aufsehen erregen durfte. Denn im Jahr vorher war ein einziger Berner erschienen, unser Ludwig Otth, und 1821 waren es auch nur 2 gewesen: wiederum Otth und als Ehrengast ein Karl Tschiffeli von Bern.

1823 aber beschlossen alle älteren und jüngeren Freunde dem «von allen, die ihn näher kannten, geliebten und verehrten Manne» durch ein zahlreiches Geleit «für seinen Ehrentag in Schinznach ihre Anerkennung darzubringen».<sup>37)</sup>

Im folgenden Jahr suchen wir vergebens nach einem Berner unter den 97 Besuchern der Tagung, und ebenso erfolglos im nächsten Jahr (107 Teilnehmer).<sup>38)</sup>

Geradezu imposant ist dann allerdings wieder ihr Aufmarsch an

der Zusammenkunft von 1826. Zwar erschien nur ein Mitglied: Pfarrer Appenzeller aus Biel; dafür aber 27 Gäste aus dem ganzen Kanton. Beinahe ein ganzes Drittel aller Teilnehmer waren Berner! Dies hatte einen doppelten Grund. Einmal musste der Name des Präsidenten der diesjährigen Tagung ziehen, des 80jährigen Pestalozzi, der über «Vaterland und Erziehung» zu reden versprach. Noch wichtiger für den Entschluss der Berner aber war doch wohl der Umstand, dass in diesem Jahr die Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Langenthal stattfand.<sup>39)</sup> Die weite Reise nach Schinznach hatte manchen Berner vom Besuch der Tagung abgehalten, der sich sonst gerne eingefunden hätte. Fetscherin hat später darauf hingewiesen.<sup>40)</sup> Auf ähnliche Einwände und Überlegungen hat allerdings Zschokke 1829 geantwortet: «Sind es nur die Gebirge, die Sprachen, die Ortsentfernungen, welche uns von diesen Miteidsgenossen scheiden? Es fehlt nicht an Mitteln, diese Hindernisse zu besiegen, wenn es nicht an Männern fehlt, die siegen wollen.»<sup>41)</sup>

1827 finden wir wieder nur 7 Berner in Schinznach (von 93 Teilnehmern), im nächsten Jahr wiederum gar keine mehr. Die Tagung wurde dieses Jahr allerdings in Rapperswil abgehalten. 1829 sind es wieder 7; zum Teil neue Gesichter.

Durch all diese Jahre sind es eigentlich nur drei Berner, die durch eifrigen Besuch der Versammlungen auffallen und an ihnen auch wirklich tätig teilnehmen, durch Vorträge, Anregungen, Arbeiten im Ausschuss:

Pfarrer Appenzeller von Biel; Spitalverwalter Ludwig Otth und Rudolf Fetscherin.

Welches ist nun die Wirkung, welche die Helvetische Gesellschaft auf diese drei Männer und durch sie auf ihre Umgebung gehabt? Welche Bedeutung hatte das für den Umschwung im Kanton Bern zu Beginn des 4. Jahrzehnts?

Vergegenwärtigen wir uns wieder, welche Wirkung die Helvetische Gesellschaft haben konnte:

Drei Stufen lassen sich in der schweizerischen Erneuerungsbe-  
wegung unterscheiden, die aber zugleich als drei Grundströmungen  
stets nebeneinander bestanden haben, nur dass zunächst die, dann  
jene den Vorrang über die andern gewann.

#### Die erste Strömung

Ein ganz allgemeines Sehnen nach Erneuerung und der Wille dazu. Doch soll es von innen geschehen, als innere, geistige Wieder-

geburt der Nation; im Glauben, dass der neue Geist in der alten Form auch diese, von innen heraus, zu wandeln vermöge.

Schon dieses Bestreben hat seine «liberalen» Ideen und muss seine liberalen Forderungen erheben: Toleranz, Denkfreiheit, Pressefreiheit. Ein neuer Geist, das bedeutete aber auch: Kampf dem Dünkel und Egoismus in den Personen und Kantonen, und verlangte: Aufhebung der Standesschranken und Kantonsschranken — denn es gibt nur die eine, allgemeine Nation.

Es ist die Strömung, die bis über die Mitte der zwanziger Jahre vorherrscht. Die letzten Forderungen leiten schon über zu der

#### z w e i t e n   S t r ö m u n g

die den Blick mehr auf die Wirklichkeit richtet, die dieser gewollten Erneuerung entgegensteht. Die der Überzeugung ist, dass der neue, freiheitliche Geist in den alten Formen nur beengt und schliesslich erstickt werde. Die alte Form muss verschwinden, damit das Neue sich überhaupt entfalten und verwirklichen kann. «Weg mit dem Alten!» gilt hier als erstes Losungswort, wobei man unter diesem Alten nicht nur den alten Geist, sondern auch die alte Form versteht. Positive Forderungen aber erheben sich nur unbestimmt und keineswegs als einheitliches Programm. Wir hören nun wohl auch die andern grossen liberalen Ideen: Volkssouveränität — aber zugleich kann man hören, dass es nicht gut sei, wenn sich das Volk selbst regiere; Gleichheit der politischen Rechte — aber sogleich melden sich die Bedenken.

Die geschilderte zweite Strömung herrscht vor in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre.

In ihr und aus ihr heraus wächst die

#### d r i t t e   S t r ö m u n g

von den Praktikern getragen, denen es nun ganz auf ein sofortiges Eingreifen in die Wirklichkeit ankommt. Sie kommt zu Beginn des 4. Jahrzehnts voll zur Geltung und führt zur dritten Stufe der schweizerischen Erneuerungsbewegung: dem p r a k t i s c h e n Versuch neuer Formgebung und politischer Gestaltung.

Wie haben nun alle diese Bestrebungen auf jene drei Berner gewirkt, die sie im Schoss der Helvetischen Gesellschaft miterlebt und von allen Bernern ihrem Einfluss am meisten ausgesetzt waren?

Als

B e r n h a r d   R u d o l f   F e t s c h e r i n <sup>42)</sup>

1823 zum erstenmal in der Helvetischen Gesellschaft erschien, war er ein 27jähriger Mann. Eben war er, der vorher Lehrer an der

Literarschule gewesen, zum Vorsteher des burgerlichen Knabenwaisenhauses gewählt worden.

Liberaler Gesinnung, Bedürfnis nach geselligem Zusammenschluss und gemeinnützigem Wirken haben ihn seit jeher ausgezeichnet. Gleich nach den Prüfungen, mit denen er sein Theologiestudium zum Abschluss brachte, hatte er sich begeistert dem «Bürgerleist» angeschlossen, der, zur Hauptsache aus den mittleren Bürgerklassen bestehend, die nicht regimentsfähigen Familien zusammenfasste und sich bei seiner Gründung, 1816, «die Förderung der bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt der gesamten Bürgerschaft und deren sittliche Veredlung und geistige Bildung» zum Zweck gesetzt hatte.

Im Herbst 1818 inszenierte er jene Kundgebung der Studenten für den liberalen Professor Samuel Lutz, die ihm das Missfallen der Behörden zuzog, so dass er seine Stelle an der Elementarschule verlor.

Als Sekretär wirkte er auch im bernischen Griechenverein bis zu dessen Auflösung im Jahre 1829 tatkräftig mit, und wir finden ihn auch im Sempacherverein und seit 1823 im bernischen Freimaurerorden.

Wir sehen: es bedeutete keine neue Epoche in seinem Leben, wenn er sich 1823 nun auch der Helvetischen Gesellschaft zuwandte. Sie muss ihn aber in seinen liberalen Gesinnungen und Bestrebungen bestärkt haben.

Welches war nun Fetscherins Bedeutung, seine Rolle im Umschwung von 1830?

«Mit ganzer Seele lebte er in der liberalen Bewegung dieser Zeit», sagt seine Biographie. So weit sein persönlicher Einfluss reichte, habe er die Verwirklichung der neuen politischen Grundsätze der Volkssouveränität und Volksbildung zu fördern gesucht. Er wurde in das Erziehungsdepartement gewählt, in den Grossen Rat (Nov. 1833), in die Regierung (Dez. 1833). Zusammenfassend bemerkt dann aber der Biograph: «Eine eigentlich politische Rolle hat Fetscherin nie gespielt . . .»

In der Tat ist ja die Volksbewegung und der Durchbruch der Volksherrschaft im Kanton Bern nicht mit seinem Namen verknüpft worden.

Charakter und Wirken

L u d w i g A l b r e c h t O t t h s

(seit 1816 im Grossen Rat, seit 1817 Verwalter des Burgerspitals)



hat sein Freund Fetscherin im Berner Taschenbuch für das Jahr 1855 gewürdigt.

«Politisch gehörte er der liberalen Richtung an.» Er nennt ihn «wahrhaft populär». 1821 wählten die Männer, die zur Bildung eines Griechenvereins auch in Bern zusammentraten, «den durch seine menschenfreundliche Gesinnung, durch seinen ächt humanen Sinn längst bekannten und verehrten Otth zu ihrem Vorsteher». 1829 kommt er als Oberamtmann nach Büren. 1831 wählt ihn Büren als seinen Abgeordneten in den neuen Grossen Rat.

Eine führende Rolle hat er so wenig wie Fetscherin gespielt.

Auch der dritte der drei Männer, bei denen wir allein eine tiefere Wirkung der Helvetischen Gesellschaft annehmen dürfen,

P f a r r e r A p p e n z e l l e r <sup>43)</sup>

Direktor des Gymnasiums in Biel, ist doch höchstens als poetischer Mitarbeiter an den «Alpenrosen» und als Verfasser des damals sehr berühmten Dramas «Gertrud von Arth oder Treue bis in den Tod» bekannt.

Einigen Aufschluss über seine Einstellung zur Bewegung von 1830/31 <sup>44)</sup> gibt eine Broschüre, die er während des Flugschriftenkampfes des Jahres 1831 verfasst hat, und die er als «Fragmente aus dem vertraulichen Briefwechsel zweier Patrizier von Bern» der Öffentlichkeit übergab. <sup>45)</sup>

Das Interesse gilt hier durchaus den Regenten des alten Staates, dem Problem, wie sich der Patrizier mit der neuen Ordnung abzufinden habe: ob er sich ganz vom Staatsleben zurückziehen solle, um nicht «gemeine Sache mit dem alles höhennenden Geiste unsrer Zeit zu machen», oder ob er, um «die Calamität und das Unheil, das unsern Staat betroffen hat», nicht noch zu vergrössern, auch weiterhin und auch dem neuen Staat seine Kräfte zur Verfügung zu stellen habe. «Sollen sie – die Redlichen und Stillen im Lande – es entgelten, was jene verbrochen haben, irregeleitet durch ihre Führer? . . . Mitten im Tumulte legt jeder Hand an, um zu retten, was noch zu retten ist . . .»

Wie der Aarauer Dichter Fröhlich scheint auch Appenzeller, der wie jener Lieder von Freiheit und Vaterland gedichtet, hauptsächlich in jener Strömung der Erneuerungsbewegung gelebt zu haben, die auf eine geistige Erneuerung von innen heraus ausging. Unterstützung s o l c h e r Bestrebungen scheint er in der Helvetischen Gesellschaft gesucht und gefunden zu haben.

Fragen wir zusammenfassend, welche Bedeutung die Helvetische

Gesellschaft für die Bildung der neuen Ideen über Volk und Staat im Kanton Bern gehabt, so ist doch der erste Eindruck der, wie gering das bernische Kontingent bei dieser alljährlichen «Heerschau des Liberalismus» war. 1824, 1825, 1828 fällt es ganz aus! Wir finden achtbare, aber keine für die neue Staatsbildung bedeutsame Namen darunter.

Viel aufschlussreicher als die Frage nach den Männern, die aus dem Kanton Bern im Schoss der Helvetischen Gesellschaft tätig waren und ihren Einfluss empfangen, ist ja auch die Frage nach jenen, die darin fehlten.

«Die Revision der Kantonsverfassungen von 1830 und die Gründung des Bundesstaates von 1848 sind in erster Linie durch Männer herbeigeführt worden, die fast ohne Ausnahme dem Kreis der Helvetischen Gesellschaft angehörten», lesen wir in Otto Zinikers Abhandlung über den «Geist der Helvetischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts». <sup>46)</sup> Und in der Tat! Luzern schickte einen Troxler, einen Eduard und Kasimir Pfyffer, der Aargau, der stets das Hauptkontingent stellte, unter vielen andern den alten liberalen Vorkämpfer Zschokke, in Zürich gehören Paulus Usteri, Hegerschweiler, Nüscherler der Helvetischen Gesellschaft an.

Wo aber bleiben die Schnell, Neuhaus, Stockmar?

Einen der bernischen Volksführer sehen wir allerdings auch im Schosse der Helvetischen Gesellschaft auftauchen: Prof. Hans Schnell.

Zum erstenmal, mit vielen andern Burgdorfern, 1826 in Langenthal, als Pestalozzi präsiidierte. Das zweite Mal erwähnen ihn die Verhandlungsberichte 1831. Er war an dieser Tagung mit elf andern «zum dritten Mal anwesenden Herren» als Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen worden. Er muss also schon an der Zusammenkunft von 1830 als Gast teilgenommen haben. <sup>47)</sup>

Wir sehen: er fand eigentlich erst unmittelbar vor dem Umschwung zur Helvetischen Gesellschaft, als die neuen Ideen in ihm und seinen Gesinnungsgenossen doch schon eine gewisse Gestalt angenommen haben mussten. Er fand zu ihr als der Bannerträgerin der neuen Schweiz und der natürlichen Verbündeten all jener, die diese neue Ordnung wollten.

Sicher bemisst sich der Einfluss der Helvetischen Gesellschaft im Kanton Bern nicht nach der blossen Zahl der Mitglieder und Teilnehmer; wir dürfen annehmen, dass er sich gerade durch Männer wie Fetscherin und Otth auch weitem Kreisen mitteilen musste;

wir wollen weiterhin annehmen, dass mancher, der die Kosten einer Reise nach Schinznach scheute, sich doch die gedruckten Verhandlungsberichte und Reden zu verschaffen gewusst und so die Wirkung des Geistes zu verspüren bekam — der beherrschende Eindruck bleibt doch der, dass die Gesellschaft auf den Kanton Bern nicht allzu stark gewirkt habe und ihr für den Umschwung zu Anfang des 4. Jahrzehnts nicht grosse Bedeutung zukomme.

Wir haben nach der Bedeutung der andern Vereine zu fragen.

## 2. Griechenverein

Wir sahen schon zwei Männer der Helvetischen Gesellschaft an erster Stelle in ihm tätig: Ludwig Otth als Präsidenten, Rudolf Fetscherin als Sekretär.

Der Griechenverein in Bern gehörte zu den ersten, die in der Schweiz entstanden waren. Mit Rücksicht auf die fremden Gesandten hatte die vorörtliche Regierung zwar die unmittelbare Verbreitung eines öffentlichen Aufrufes zugunsten der bedrängten Griechen verboten, aber den Verein doch gewähren lassen. In den Blättern anderer Kantone konnte er seinen Mitbürgern Kunde geben von seinem Dasein und sie zur Teilnahme, zu Beiträgen und zum Mitwirken auffordern. Bald entstanden weitere Vereine auch in den kleineren Städten und Gemeinden des Kantons, so in Thun, Biel, Burgdorf, Nidau, Münsingen.<sup>48)</sup>

Welches war der Antrieb zur Gründung, warum diese Anteilnahme am Kampf der Griechen gegen die Türken?

«In den Völkerschaften wurde vorherrschend der Griechische Aufstand aus dem Mitgefühl für ein zum christlichen Bekenntnisse gehörendes Volk beurtheilt...» erklärt Altschultheiss Fischer.<sup>49)</sup> «Wer denkt sich aber ohne Entzücken das Schauspiel eines aus der Sklaverei zur Freiheit aufsteigenden Volkes...», so tönt es begeistert aus dem Berner Aufruf von 1822. Nach den Schweizerischen Jahrbüchern von 1823 erschienen denn auch die Kämpfe der Griechen «gleichsam als eine neue Auflage der einheimischen Freiheitskriege». «Nicht Empörer», ruft Prof. Kaiser in einer Rede in Zug aus, «Kämpfer sind sie für die unentäusserlichen Rechte der Menschheit, die ihnen jene falschen Barbaren unter Mohamed II. gewaltsam entrissen und seither immer verweigert, und die sie nun mit den Waffen in der Hand zurückfordern, wie unsere Väter ihre



älteren Rechte gegen die bald schlaunen, bald trotzigem Eingriffe fremder Vögte behaupteten...» Die unveräusserlichen Rechte der Menschheit!

Das Recht auf nationale Selbständigkeit. Aber was liess sich nicht alles noch darunter verstehen! Gab es nicht neue Vögte, eine neue Bevogtung im eigenen Land?

Wir haben zu fragen, wie die Tätigkeit der Griechenvereine im Kanton Bern gewirkt habe. Zunächst: wie stark er überhaupt vermocht habe, die Aufmerksamkeit der Berner auf sich zu ziehen und für seine Tätigkeit zu interessieren.

Schon wenn wir den Rechenschaftsbericht für die Jahre 1824 bis 1828 durchblättern, fällt auf, wie die Gaben wirklich aus allen Teilen des Kantons eingingen, grossen und kleinen Gemeinden, und aus allen Schichten der Bevölkerung.

Johann Rudolf Wyss d. Ä. dichtet seine «Gesänge für Griechenlands Heldenvolk». Fetscherin schreibt seine «Flüchtigen Bemerkungen auf einer Turnfahrt durch mehrere Kantone der Schweiz», deren Ertrag dem bernischen Hilfsverein für die Griechen zufallen solle; Pfarrer B. lässt seine Pfingstpredigt drucken und verkaufen «zum Besten der unglücklichen Griechen». Schulen, Vereine, Sonntagsgesellschaften, Frauenzimmersgesellschaften, Privatpersonen usw. wetteifern miteinander, durch grössere und kleinere Gaben ihre Anteilnahme zu bekunden. Wir können feststellen, dass die Griechenvereine auch im Kanton Bern alle Kreise für ihre Idee zu mobilisieren vermochten.

Es ist weiter zu fragen, wie diese Propaganda für den Freiheitskampf der Griechen nun innerlich gewirkt habe, ob sie, bewusst oder unbewusst, nicht vielleicht zugleich eine Mobilisierung für den Kampf um Freiheiten im eigenen Land bedeutet habe.

Wie dachten die bernischen Patrizier selbst darüber? so werden wir am besten fragen. Erkannten sie selber im bernischen Philhellenismus eine feindliche Macht?

Und da können wir nun wirklich beobachten, dass ihre Kampfschriften auch ihn zu treffen suchen.

Sarkastisch tönt es aus der «Eröffnungsrede der Versammlung des mündigen Volkes zu Quereliquithy»: <sup>50)</sup>

«Jetzt, du mündig gewordenes Volk, ist die Zeit gekommen, dein Aristokratenjoch abzuwerfen und zu zerbrechen, wie es die edelmüthigen und rechtschaffenen Griechen auch gethan haben... Setzet die Rathsherren aus den Hauptstädten ab, und erwählet da-

für Regierungsräthe aus den gebildeten und aufgeklärten Herren Männern ab dem Land, wie es auch die Griechen gethan haben . . .»

Und in der «gemüthlichen Nachmittags-Unterhaltung im politischen Klubb zum klugen Elephanten in Utopia», die in einer andern Kampfbroschüre beschrieben wird,<sup>51)</sup> darf neben dem «verfehlten Arzt und Naturforscher», dem «unzufriedenen Rabulisten und Advokaten», dem «aufgeblasenen Schulmeister» auch Tollmann nicht fehlen, «Pensionsvorsteher und vormaliger Philhellen, nunmehr Freiheitsapostel», und er hat seinen Teil zur Unterhaltung beizutragen:

«Bis jetzt hat man schweigen müssen . . . vor den Türkenfreunden, den Obscuranten, sich in seiner Stellung ruhig verhalten, seinen Obern Gehorsam leisten . . . Das alles hört nun endlich auf; man wird in seinem Wirken nicht mehr beengt, und die Sonne des freien Hellas wird nun auch den dumpfigen Rest unseres hyperboräischen Feudalismus zerstreuen! Keine Obern mehr, Volks- und Studien-Freiheit!»

Eine Klammer hinter dem Namen von Tollmann sollte die geschichtlichen Zusammenhänge herstellen: (F. . . . . n). Den Zeitgenossen fiel es nicht schwer zu erraten, dass sich dahinter der gute Fetscherin verbarg. Fetscherin war ja eines der tätigsten Mitglieder im Griechenkomitee von Bern.

Unter seinem Einfluss scheint wirklich auch im bernischen Griechenverein nicht nur vom T ü r k e n j o c h und der g r i e c h i s c h e n Sklaverei gesprochen worden zu sein. Wenigstens im engeren Verein nicht. «Du, sag mir jetzt, seid ihr denn eigentlich nicht Sklaven in Bern?» richtet da etwa der biedere Orelli die ganz vertrauliche Frage an ihn, als Ende 1822 die Abgeordneten der Griechenvereine in Zofingen zusammenkamen. So erzählt Fetscherin selber in der Biographie seines Freundes Otth.<sup>52)</sup>

Nun aber s i c h e r feststellen zu wollen, wie weit der Philhellenismus im Kanton Bern in w e i t e r e n Volkskreisen zur Bildung liberaler Ideen tatsächlich beigetragen, wäre wohl ein vergebliches Unterfangen. Was wir nach diesen Untersuchungen allein als sicheres (und wichtiges!) Ergebnis festhalten dürfen, ist dies: Eine gewisse geistige Mobilisierung in grösseren Kreisen des Volkes, die ja unerlässlich ist für die Empfänglichkeit neuer Ideen überhaupt.

Was nun aber dies betrifft, die Mobilisation der Massen, vermochte sicherlich eine andere Organisation dem Griechenverein den Rang streitig zu machen: der Schützenverein.

3. Schützenverein  
und Bedeutung der Vereine überhaupt

Was für ein Geist auch in bernischen Sektionen des Eidgenössischen Schützenvereins kurz vor dem Sturm der dreissiger Jahre herrschte, liess sich am eidgenössischen Freischiessen von 1830 zu Bern in vielstimmigem Männergesang laut und schallend vernehmen, als die Burgdorfer, trotz des Verbots des Festkomitees (dem alle Lieder und Trinksprüche zur Begutachtung zu unterbreiten waren<sup>53</sup>), zum Trotz immer wieder ihr Liedchen mit den anstössigen Schlussversen sangen:

«U mänge seit: ach leider  
Die alte Schwyzerchleider  
Sy nümme Mode z'Bärn.»

«Drum weg mit der Zensur! drum weg mit der Zensur!» sekundierte man sie in einer improvisierten weiteren Strophe.<sup>54</sup>)

Die Zensur habe auch wirklich nicht einmal einen Tag gedauert, berichtet der «Nouvelliste Vaudois»: «... des toasts libres et des chansons émancipées ont bientôt célébré ses funérailles.»<sup>55</sup>)

«Welche Ängstlichkeit und Pedanterey, welches Misstrauen in den Geist eines solchen Vereines! Wahrlich, in China und Japan mag so etwas selten erhört worden seyn...» rief der «Schweizerische Beobachter» ob des Zensurparagraphen im Festprogramm aus.<sup>56</sup>) Diese Ängstlichkeit scheint uns nun doch nicht mehr so ganz unverständlich; und die Behauptung des Berner Schultheissen Fischer war vielleicht doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen, dass nämlich das eidgenössische Freischiessen seit einigen Jahren «zu Einfluss in politischen Fragen von den in den verschiedenen Vereinen thätigen Führern der Aktions-Partei» benützt worden sei.<sup>57</sup>)

So wären die Schützenvereine also an der Bildung der Ideen beteiligt, die dann zum Durchbruch der Volksherrschaft führten?

Alles, was wir darüber aussagen, sind doch wieder nur Vermutungen. Das einzige sichere Ergebnis ist doch auch hier wieder: «Mobilisierung» weiter Volkskreise auch durch die Schützenvereine und Schützenfeste.

G e i s t i g e M o b i l i s a t i o n

das ist, unabhängig von allen Ideen, die sie vermitteln mochten, die grosse Aufgabe und Bedeutung aller Vereine — Weckung geistiger Regsamkeit und der Empfänglichkeit für Ideen überhaupt.

Diese Rolle der Vereine wurde auch klar erkannt.

Oberschützenmeister Minder von Basel sprach es 1828 aus bei Übergabe der Schützenfahne am eidgenössischen Freischiessen in Genf, wie er auf die Wirkung all der vielen Vereine zu sprechen kam: «... Wenn dann in einem so allgemeinen, mannigfach aufgeregten Leben sich alle schlummernden Kräfte schöner entfalten..., dann mag unser theures Vaterland in seinen politischen Verhältnissen sich immer etwas beengt fühlen, der frische, lebendige Geist wird diese starre Form schmelzen, das Todte beleben, und der Freiheit göttliches Licht wird alle Höhen und Tiefen unsers Vaterlandes erwärmen, erleuchten, befruchten...»<sup>58)</sup>

Und dass man diese Rolle der Vereine auch im Kanton Bern, und gerade hier, durchaus erkannte, zeigt eine Eingabe an den «Schweizerischen Beobachter» vom 4. Juni 1830.

Der Einsender teilt mit, dass sich die kantonale Abteilung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft künftig, abwechselnd mit der Hauptstadt, auch auf dem Land, vorerst zu Thun und Burgdorf, versammeln würde. Dies werde «Theilnahme erhalten und wecken in unserm für öffentliche Besprechung gemeinnütziger Dinge noch wenig gebildeten Kantone».

Es «wollte in neuerer Zeit in diesem Censurlande nur wenig geistige Rührigkeit erstehen», doch «vom Materiellen ausgehend, Hagel- und Mobiliar-Assekuranz, fängt man an, Geistigeres auch zu besprechen, und das Materielle etwas geistiger aufzufassen».

Diese geistige Rührigkeit vorerst einmal zu wecken, schien also noch 1830 erste Aufgabe zu sein.

Wir können unter diesen Umständen nicht annehmen, dass schon in den zwanziger Jahren die Empfänglichkeit für neue, und nun gar politische Ideen im Kanton Bern besonders gross gewesen sei, dass solche Ideen eine weite Verbreitung gefunden oder gar sich selbst in breiteren Schichten spontan gebildet hätten. Die Voraussetzungen dafür zunächst einmal zu schaffen, darin scheint die Hauptbedeutung gerade jener Vereine zu liegen, die sich an weitere Kreise des Volkes wandten, und von denen eine breitere Wirkung vor allem zu erwarten war.

Über die Bildung der neuen Ideen selbst ergibt sich aus dieser Erkenntnis nichts Neues. Wir haben weiter zu suchen. Es ist jener Verein noch zu betrachten, von dem wir für unsere Untersuchung am meisten erwarten dürfen; weil er die Organisation der Jugend war.

## 4. Zofingerverein

Dass auch er in der Erneuerungsbewegung lebte, hatten wir schon bei den einleitenden Untersuchungen feststellen können. Gerade ihnen, den Jungen, musste ja auffallen, wie wenig die Wirklichkeit mit den Idealen einer gesund empfindenden Jugend übereinstimmte.

«Das Land liegt in Knechtschaft, und die freien, frommen, biederen Leute, die alten treuen Eidgenossen sind ausgestorben . . . Der Schweizerbund ist gegen fremde Gewalt gerichtet seiner Bestimmung nach; wir aber stehen ganz in der Herren und Fürsten Gewalt . . . Zur Eintracht wurde der Bund geschworen; aber bei uns ist viel Zank und Hader und wenig gemeinsamer Willen . . .»

So klagte der Basler Zofinger Burckhardt 1826 am Grütlifest.<sup>59)</sup>

Dass sie sich aus diesem Zustand hinaussehnten, ist natürlich. Auch sie wollten eine Änderung, Erneuerung, Wiedergeburt. Auffallend ist nun aber, dass gerade der Zofingerverein immer wieder und in all seinen Sektionen betont, dass er diese Erneuerung nicht durch ein unmittelbares Eingreifen in die Wirklichkeit, die Politik, erstrebe.

«Nicht eingreifen will er in die politischen Verhältnisse, nicht bessere Zeiten erstürmen, sondern dem Vaterlande Männer bilden, die einst mit vereinigter Kraft die Stütze werden sollen der eidgenössischen Freiheit.»

So sagt der Basler Zofinger Heussler (1822)<sup>60)</sup>; und gleich tönt es aus dem Welschland und aus Zürich, und gleich dachten die Berner.

Wenn Ziegler in der Festrede, die er 1824 in Zofingen hielt, erklärt, es sei wohl noch von wenigen bezweifelt worden, dass der Zofingerverein nicht durch tätiges Eingreifen in den Gang der politischen Angelegenheiten seinen Zweck erreichen könne,<sup>61)</sup> so hat ein anderer Berner, Hünenwadel, am Ende des Jahrzehnts in einem Brief an die Bündner umschrieben, was denn nun für die Erneuerung getan werden könne und solle:

«Der Zweck unseres Vereins ist der, dass wir in traulicher, freundschaftlicher Mittheilung Aufmunterung suchen, die Ideen des Wahren, Schönen und Guten unter uns zu verwirklichen . . . Dieser Zweck aber erhält erst noch die wahre Weihe durch die Beziehung desselben auf unser Vaterland. Deswegen trachten wir nach allem Wahren, Schönen und Guten, nach Wissenschaft und Sittlichkeit,



damit wir als desto würdigere Söhne dereinst das Wohl unserer Muttererde befördern können.» (1828.)<sup>62)</sup>

Eine andere Frage war nun, ob junge, geistig regsame Leute, als am Ende der zwanziger Jahre und anfangs des 4. Jahrzehnts immer eifriger und leidenschaftlicher die grossen politischen Fragen der Zeit diskutiert wurden, sich überhaupt noch abseits vom Meinungskampfe halten konnten.

Solche Überlegungen und Befürchtungen scheinen den Oberamtman von Zofingen am Jahresfest von 1830 bewogen zu haben, den versammelten Zofingern durch ihren Präsidenten den «bescheidenen Wunsch» zu eröffnen, sich doch ja aller Gespräche über Politik zu enthalten. Die Befürchtungen waren nicht unbegründet.

«Herr Vikar Rahn . . . von Zofingen brachte der neuen französischen Revolution einen begeisterten Toast. Herr Kaiser von Luzern schilderte mit viel Witz verschiedene Ultra-Nobilitäten unsers Vaterlands», berichtet «ein alter Zofinger» mit sichtlich grimmigem Behagen an die «Appenzeller Zeitung». Dagegen bedauert er, als alter Zofinger, «dass man die Höflichkeit gegen den Herrn Oberamtman so weit treiben konnte, ihm das alljährlich übliche Vivat auch dieses Jahr zu bringen.»<sup>63)</sup>

Der Artikel blieb nicht ohne Echo. Es kam, schon in der nächsten Nummer der «Apenzeller Zeitung», aus Bern, «von einigen Mitgliedern des Zoffinger-Vereines».<sup>64)</sup>

Auch sie bedauern: «. . . Wir jetzigen Zoffinger bedauern nur, dass der Einsender nicht vorausgesehen hat, er werde durch seine Darstellung den ganzen Zoffinger-Verein und besonders die Herren Rahn und Kaiser in ein schiefes Licht stellen . . .»

Dann kommt ihr Credo:

«Es ist dieser Verein eine freundschaftliche Vereinigung von Studierenden, wo möglich aller Schweizerischen Kantone zu gegenseitiger Begeisterung für Tugend, Wissenschaft und das Eine gemeinsame Vaterland, und dadurch mittelbar zu einstigem thatkräftigen gemeinsamen Streben für dessen Heil, nämlich für Volksveredlung. Daher war es von Anfang der Hauptgrundsatz des Zoffinger-Vereines, der bleiben muss, so lange die Idee dieses Vereins rein und richtig aufgefasst wird, von allem, auch dem geringsten, eingreifenden Antheil an bestehenden, besonders politischen Verhältnissen des Vaterlandes sich fernzuhalten . . .»

Die Einsendung der Berner erfuhr eine kurze Erwiderung

durch den «alten Zofinger» in Nummer 39 der «Appenzeller Zeitung».

«Es verdient der sonderbare . . . Artikel einiger Berner-Zoffinger kaum eine Antwort. Man sieht demselben so recht die Furcht vor den gestrengen Obern an . . .»

Unterdessen aber wurden die Sektionen der Zofingia immer mehr in den Parteienkampf hineingezogen.

Manchem Zofinger, der in diesem Kampf und den neuen Ideen ganz aufging, aber doch mit ganzer Seele an seinem Verein hing, mochte es nun scheinen, die Bestrebungen des Zofingervereins seien im Grunde immer auf dieses Ziel hin gerichtet gewesen. So wendet sich ein Luzerner im «Eidgenossen»<sup>65)</sup> an die Zofinger in Zürich und Bern, ob sie zurückbleiben wollten «in einer Zeit, wo der Zofingerverein der bisher genossenen Achtung sich würdig zeigen soll — zeigen soll, ob er ein Zwitterding sein, oder sich bewähren wolle als solchen, wie ihn seine Stifter sich gedacht haben».

Die Antwort kam in der «Berner Zeitung» vom 29. Dezember 1831. «Furcht vor den gestrengen Obern» konnte sie nicht mehr beeinflussen.

Der Einsender, der selber während sechs vollen Jahren in der Bernersektion mitgewirkt habe, hält es «für dringende Pflicht, im Gegensatz der in Nummer 99 des «Eidgenossen» . . . ausgesprochenen Ansicht öffentlich zu erklären: dass die Tendenz des Zofingervereins . . . nie eine politische war. . . . Wenn ein grosser Theil, vielleicht der Mehrheit der Vereinsglieder wirklich aus sogenannten Liberale bestand, oder die später im öffentlichen Leben sich als Liberale bemerkbar gemacht haben, so mag dies seyn, und es wird hoffentlich nicht etwas Übles sein. Nur dass man nicht meine, das, was man heute unter Liberalität versteht, sey der eigentliche Grund und Zweck der Gesellschaft gewesen! Davon hatten wahrscheinlich die Wenigsten einen klaren Begriff . . . Die Liberalität, wo sie sich fand, war weit mehr . . . eine universell menschliche . . . Es war ausschliesslich die schöne, herrliche Idealität eines geistigen Jugendlebens, welche als göttliches Urbild vor der Seele jedes Biedern stand . . . Das war unsere Politik, nichts mit Politik zu schaffen zu haben . . .»

Wir erinnern uns an die Worte, die jene Berner dem alten Zofinger in der «Appenzeller Zeitung» entgegengehalten: der Verein sei eine freundschaftliche Vereinigung zu gegenseitiger Begeisterung für Tugend, Wissenschaft und das gemeinsame Vaterland. War

es nun aber zu vermeiden, dass solche Begeisterung nicht auch die Berner mit einer Liberalität ansteckte, die doch eine politischere war, als sie selbst wahr haben wollten, als ihnen selbst bewusst war? Sidler, Usteri, Kasimir Pfyffer, auf die an jenem Zentralfest Toaste ausgebracht wurden, sind auch ihnen «traun Namen von gutem Klang im Vaterland»! <sup>66)</sup> Ist das nicht schon ein halbes politisches Glaubensbekenntnis? Vielleicht sind doch, ganz unbewusst, gerade aus jener «universell menschlichen Liberalität» heraus als zarte Keime die politischen liberalen Ideen gewachsen?

Die besondere Betrachtung der Berner Zofingersektion in der Zeit der Restauration soll erweisen, ob ihr eine solche Bedeutung als geistige Rüstkammer der politischen Bewegung tatsächlich zukommen könne.

Das Bild, das uns Beringer entwirft, <sup>67)</sup> zeigt uns die Berner Zofinger wirklich von jener mehr «universell menschlichen Liberalität» beherrscht, von welcher der Einsender der «Berner Zeitung» spricht. Das heisst, das Vereinsleben wurde mehr von seiner fröhlichen Seite aufgefasst, als geselligen Verkehr und fröhliches Pokuieren. Die wissenschaftliche Betätigung war von Anfang an stark zurückgedrängt. Um die Mitte der zwanziger Jahre kam es dahin, dass in Bern selten mehr ein Aufsatz gelesen wurde. Um so grössere Bedeutung bekam immer mehr das fröhliche Gelage, das sich an die Erledigung der Vereinsgeschäfte anschloss. Aufschlussreich die Anregung, welche 1824 Zyro macht, «dass jede Facultät ihre eigene gelehrte Gesellschaft bilden sollte, unabhängig vom Zofingerverein . . .» Dadurch erst entstünde das, «was uns in Bern wenigstens bis jetzt noch gemangelt hat, nämlich allgemeine, würdige Geistesregsamkeit». <sup>68)</sup>

Man wird nicht mehr versucht sein, in der Berner Zofingia die geistige Schmiede der neuen politischen Ideen zu suchen. Dass auch die Berner Zofinger, nach Zeugnissen aus Reden und Briefen, der Begeisterung für höhere Ideale durchaus fähig waren, dass sie sich auch für liberale Gesinnungen nicht unempfänglich zeigten, wie die Verehrung freisinniger Männer: Usteris, Pfyffers, Sidlers beweist, wollen wir daneben festhalten. An jenem Ergebnis ändert es nichts.

\* \* \*

Die Ergebnisse aller bisherigen Untersuchungen sind zusammenzufassen.



Wir erkannten, welche ganz besondere Bedeutung den Vereinen im Kanton Bern zukommen musste:

Vorerst einmal vermehrte geistige Regsamkeit überhaupt zu wecken; ein Ackern und Auflockern des Bodens, bevor er überhaupt erst fähig war, die Saat aufzunehmen, aus der Neues aufgehen konnte (Weckung und Pflege der Anteilnahme an gemeinnützigen, über den Einzelnen hinausweisenden Fragen durch die Gemeinnützige Gesellschaft, die Griechenvereine usw.).

Der Verein, von dem vor allen andern durch den Verkehr und die Aussprache mit fortschrittlich gesinnten Männern die Bildung der neuen Ideen zu erwarten wäre, die Helvetische Gesellschaft, fällt auf durch die geringe Zahl Berner, die an ihren Tagungen teilnahmen, ihrem Einfluss unmittelbar ausgesetzt waren und diesen weiterverbreiten konnten.

Die Männer des Griechenvereins, bei denen wir liberale Gesinnung und liberale Ideen belegen können, tragen die gleichen Namen, die uns schon in den Verhandlungsberichten der Helvetischen Gesellschaft aufgefallen waren.

Für den Zofingerverein ist, bei all seiner vaterländischen Gesinnung, die Abneigung gegen die Beschäftigung mit konkreten politischen Fragen geradezu charakteristisch und lässt eine bestimmte politische Meinungs- und Ideenbildung in seinem Schoße nicht erwarten.

Die Schützenvereine und ihre Feste kämen hauptsächlich in Frage als Mittel, jene Ideen in weitere Kreise zu tragen, nach deren Bildung wir bis jetzt mit so geringem Erfolg geforscht haben.

Wir haben nach andern Organen der Meinungs- und Ideenbildung zu fragen, nach andern Kräften, die auf eine allgemeine Erneuerung hin wirksam sein konnten und zur Bildung der entscheidenden neuen Ideen beizutragen vermochten.

## 2. TEIL

### B ü c h e r

In seinem Vortrag «Altertum und Mittelalter» postuliert Singer als neue, besondere Disziplin neben Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte eine *Literaturkunde*.<sup>69)</sup>

Er versteht darunter «die möglichst photographisch treue Aufnahme der innerhalb eines bestimmten Zeitraumes wirksamen Literatur». Während die Literaturgeschichte nur angibt, was während eines Zeitraumes neu geschaffen wird, hätte die Literaturkunde den ganzen literarischen Bestand überhaupt aufzuzeichnen, unter dessen Einfluss diese Zeit stand, und darüber hinaus, als wichtigstes, wie dieses Schrifttum aufgenommen wurde und gewirkt habe.

Solch literaturkundliche Betrachtung ist nun anzuwenden. Sie kann für unsern Zeitabschnitt von zwei periodischen Erscheinungen ausgehen, die gleichsam einen Querschnitt durch das ganze Schrifttum überhaupt geben, das damals tatsächlich allgemein wirksam war.

Die eine stellt die Literatur dar, welche besonders auf die ländliche Bevölkerung wirkte: es ist der Kalender — der «Hinkende Bott»; die zweite jener Literatur, unter deren Einfluss vor allem die bürgerlichen Kreise standen: ein Almanach — die «Alpenrosen», Sprachrohr fast aller Dichter und Schriftsteller der Zeit, die damals durch ihr Wort auf den Schweizer wirkten.

### 1. Der «Hinkende Bott»

Was er brachte, hat er etwa selbst in launiger Weise mitgeteilt.

Man wolle von ihm erfahren, wie's in der weiten Welt gehe; denn er weiss ja alles aufs Haar, «was der Türkische Kaiser macht zu Konstantinopel, und der berühmte Kachelkrämer zu London, und der Gouverneur vom Vorgebirg der guten Hoffnung, und die Lapländer, denen der Verstand im Gehirn gefriert». <sup>70)</sup>

Man will aber auch wissen, was im eigenen Land passiert, d. h. vor allem, was im nächsten Jahr darin passieren wird: wann es regnen und wann es hageln wird, und wann die Sonne scheint, und Sami möchte wissen, wann er purgieren und Bänz, bei welchem Neumond er die Haare schneiden soll. Sonst aber: vor allem viel Possen und Narrenwerk!

Denn macht er «Hans und Greten nicht,  
So wie ihrs wünscht, zum Spottgedicht,  
Wer würde den Kalender kaufen? . . . <sup>71)</sup>

So bringt er Lustiges und nützliche Lehr kunterbunt durcheinander. Neben dem heiteren «Ehstandsgespräch» «Etwas vom Krokodil»; nach den fröhlichen «Stückli vom Joggeli» oder der «wun-

derseltsamen Historia von einem bezauberten Birnbaum» die «allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude».

Das etwa ist der «Hinkende Bott», wie er sich schon zu Beginn des Jahrzehnts präsentiert,

«... grad so bös so fromm,

So klug und dumm wie sonst; und kurz der Alte!»

wie er 1821 in seinem Botengruss erklärt. Er solle doch wenigstens ein gutes neues Jahr wünschen. «Ey, schönen Dank!» Das lasse er bleiben, sie würden's doch im Alten treiben. «Und so bleibt alles, wie es war!»

Hat der «Hinkende Bote» im Laufe des Jahrzehnts dann doch zur Bildung neuer Ideen beigetragen?

Nun, 1822 steht er noch, wie er selber bekennt

«... vor Euch

Der alte Bote mit der Krücken.

Er ist sich noch in allem gleich...»

Und gleich bleibt er sich auch in den folgenden Jahren.

Dann aber spüren wir auf einmal das Wehen eines neuen Geistes und einer neuen Zeit. Alteingewurzelten Anschauungen und Gewohnheiten der Bauern wird der Kampf angesagt, alte Begriffe werden als veraltet abgetan, ein neues Denken wird verlangt. Aus dem Kalendarium von 1827 nämlich verschwinden die Zeichen für Schröpfen, Baden und Purgieren, Gutaderlassen, Gut-Kinder-Entwöhnen, Haarabschneiden und Bauholzfällen. Schon 1826 aber fehlte das Aderlassmännchen. Keine Angaben mehr am wievielten Tag nach Neumond gut aderlassen sei: am vierten z. B. gar bös, verursacht den jähen Tod; der achtzehnte dagegen gar gut, nützlich zu allen Dingen; der fünfundzwanzigste für das Tropfen, und gibt Klugheit — diese so praktischen Hinweise und Ratschläge fallen alle weg.

Dafür nun ein neues Denken, neue Anschauungen.

«Schröpfen, Purgiren, Baden, zum Beyspiel im Scorpion! Warum nicht wenigstens in den Fischen und im Wassermann? Der Neumond, der zunehmende, der abnehmende Mond verstehen sich unvergleichlich auf den Menschen, dass sie ihm das Schröpfen und Purgiren so hübsch ordentlich einzutrichtern wissen! Den jungen Leuten aber solltest du das Schröpfen gar nicht einreden; sie werden von Gaunern, Spielern und Betriegerern sattsam geschröpft. Den Alten sodann wird von den Jungen der Beutel genug purgirt, um andere Purgatzen recht wohl ersparen zu können. Aber Baden und

Fusswasser sind eine hübsche Sache für die Reinlichkeit, und Reinlichkeit ist Geschwisterkind mit der Gesundheit selbst. Soll mit aller Gewalt ein wenig geschröpft und zur Ader gelassen werden, so rathe du's . . . den heissblütigen Verliebten, den vollblütigen Hochmuthsnarren, den dickblütigen Maulhängern, den schaumblütigen Windbeuteln!

Es thut ihnen Allen gut, wenn sie los werden des sündigen Saftes in ihren Adern. Was aber kluge — und insonderheit gesunde Leute betrifft, so lass sie es mit ihrem Arzte ausmachen, ob und wann und wie viel sie Blut lassen sollen! . . .»<sup>72)</sup>

So sucht der «Hinkende Bote» neue Ideen ins Bernervolk zu bringen.

Und 1829 kehren die Zeichen für Schröpfen, Baden und Purgieren, Gutaderlassen, Gut-Kinder-Entwöhnen, Haarabschneiden und Bauholzfällen wieder ins Kalendarium zurück.

Warum? Im nächsten Jahrgang gibt der Bote Antwort: «Weil ihrs so haben wollt. Weil ihr einen vernünftigen Kalender nicht kauft, weil ihr Zeichen und Wunder sehen wollet, und solltens auch lauter Lügen seyn.»

So war es. Die Leute waren offenbar mit diesen Veränderungen und Neuerungen gar nicht einverstanden gewesen und hatten energisch Einspruch erhoben. Der Bote hat nachgeben müssen: Er stiess da auf ein bedächtig-langsam Denken, das zäh an alten Begriffen und Anschauungen festhielt und nicht so leicht auf Neues sich umstellen liess.

Die Frage, wie der Bote denn nun in bezug auf die neuen politischen Ideen aufs Bernervolk gewirkt habe, ist jetzt eigentlich recht müssig; der Vollständigkeit und Gründlichkeit halber aber sei gesagt, dass eine solche politische Einwirkung von seiten des Boten nie geschehen ist, nie seine Absicht war. An solche Neuerungen dachte er wahrlich nicht.

«Da bin ich wieder», grüsst er seine Leute im Jahrgang 1831, der bereits im Winter 1830 in die Hände der Bauern kam, als in allen Stuben und Wirtshäusern das Neue schon eifrig verhandelt wurde, «. . . und wandle nach dem alten Brauch . . .» Ahnend und mahnend tönt es aus dem Goldenen ABC für allerlei Stände:

«Der Bauer ist wohl ehrenwerth — So fern er nur sich selber ehrt — Bei seinem Acker ruhig bleibt — Und nicht unnütze Dinge treibt.»

Wie er, der Bote, über diese neuen Ideen, dieses ganze neue

Treiben dachte, hat er im Kalender auf das Jahr 1832 ausgesprochen. Da setzt er sich in «Schlussrede und Neujahrwunsch» mit den sogenannten Wünschen des Volkes auseinander, von dem «Recht im Kehr auch zu regieren» und der Pressefreiheit bis zur Forderung nach Abschaffung der Spritzenmusterung und des Tanzens am Sonntag.

«So meinst du — saget ihr — es fehlt nicht an den Zeiten?  
Du wünschest Besserung in allem nur den Leuten?

Ja, so ists! Würdet ihr nur alle besser leben,  
So würd' es bald für euch auch bessre Zeiten geben.

Drum wünsch ich dir, mein Volk, vor allem Zucht und Sitte,  
Dann blühet sicher bald das Glück in deiner Mitte.»

Der «Hinkende Bote» war das Buch, das vor allem die breite Schicht der ländlichen Bevölkerung zu seinen Lesern zählte; er war wohl meist die einzige Literatur, die in diesen Kreisen wirksam war.

Weniger an die Bauern als an die bürgerlichen Kreise im ganzen Kanton wandte sich die andere periodische Erscheinung auf dem damaligen Büchermarkt.

## 2. «Die Alpenrosen»

ein «Schweizer-Almanach», der bis Ende der zwanziger Jahre von den Bernern Wyss, Kuhn u. a. herausgegeben wurde und bei Burgdorfer in Bern erschien: kleine, graue Duodezbandchen in bedruckten Papphüllen, die wohl zu den verbreitetsten Büchern der Zeit gehörten; kamen doch in ihnen alle Dichter und Schriftsteller des Schweizerlandes zum Wort, die damals auf ihre Mitwelt wirkten.<sup>73)</sup>

Wieder ist die doppelte Frage zu stellen, welche literaturkundliche Betrachtung verlangt: Zunächst die nach der Absicht, welche die Herausgeber mit ihrem Almanach verfolgten, und darüber hinaus nach dessen Wirkungsmöglichkeiten überhaupt; zweitens, wie die «Alpenrosen» nun tatsächlich gewirkt.

Welche Absicht verfolgten die Wyss, Kuhn, Meisner und all die andern mit der Herausgabe des Büchleins, das seit 1811 alljährlich erschien?

«... Ein natürliches Ding soll es seyn, das ein Bischen plaudert von der Heimath, das einen Augenblick wohlmeinende Zuhörer erfreut, und mit seinem Bröcklein Hausverstand und Natursinn zwischen den Bällen und Spielparthien, oder auch zwischen Denken und Arbeiten eine unschuldige und aufheiternde Abwechslung



macht . . .», so schreibt Wyss in der «Vorrede, oder Ausrede» zum ersten Jahrgang der «Alpenrosen». Und wir finden, der Geist, der uns aus all den Bändchen bis Ende der zwanziger Jahre entgegenweht, sei mit diesen Worten treffend gekennzeichnet. Unschuldig und harmlos sind diese Erzählungen, deren Helden einfache Bauern, Handwerker, Kaufleute, würdige Pfarrherrn und junge Pfarrvikare sind. Herzensgeschichten, ohne tiefere Leidenschaft und tragische Konflikte. Erzählungen, die wohl manchmal von allerlei Betrachtungen und empfindsamen Ergüssen unterbrochen sind, welche aber die behagliche, ruhige Atmosphäre nie ernstlich stören. In Erzählungen wie Gedichten waltet eine beschauliche Betrachtung der Dinge.

«Ich bin mehr Zuschauer in der Welt als Mitspieler», sagte Ulrich Hegner von sich,<sup>74)</sup> dessen Beiträge in den meisten Jahrgängen der «Alpenrosen» nicht fehlen, und der noch immer einer der Lieblinge des Schweizerpublikums war.<sup>75)</sup> «Nur möchten wir nicht Politica, nicht Pestalozziana, nicht Fellenbergismen, nicht Linthunternehmung . . .» hatte Wyss 1810 an Johann Martin Usteri geschrieben, als er ihn von seiner Absicht in Kenntnis setzte, einen schweizerischen Almanach herauszugeben, und ihn um Beiträge dafür bat.<sup>76)</sup> Und die Mitarbeiter an den «Alpenrosen» sind dieser Forderung nachgekommen und trafen offenbar den Geschmack des Publikums damit.

Dichter und Lesewelt: Es war ein Volk, das eine Zeit erlebt, die überreich an äusseren Taten war, welche immer wieder in die Wirklichkeit eingegriffen, sie gewaltsam ändernd, immer wieder neue Umstellung und neue Einstellung verlangend. Erschöpft und noch ein wenig verwirrt, wandte man sich von der Aussenwelt ab; auch als sie ruhiger geworden, ja schliesslich in einförmiger Ruhe erstarrte. Die Zeit der Sammlung war angebrochen, des neuen Werdens, nach Stürmen und lauten Taten eine Zeit vorwiegend inneren Geschehens.

Jene Forderung des Herausgebers der «Alpenrosen», die er dann in der «Vorrede, oder Ausrede» von 1811 wiederholt («Wir denken nicht die Geschichte des Tages, und nicht die Systeme der Gegenwart in unserm kleinen Stübchen auszustellen»), bedeutet ja nichts andres als eine Flucht aus der Gegenwart, der Wirklichkeit, und sie zeigt, dass eben auch die Schweiz ihr romantisches Zeitalter erleben musste, auf ihre Weise.

«Wir haben vor in heitern Erzählungen ein romantisches Blüm-

chen auf unsern Boden zu verpflanzen», heisst es in der Vorankündigung von 1811. Charakteristisch für die «Alpenrosen» ist ja ihre Vorliebe für das Historische: In die Vergangenheit, wie die deutsche Romantik, flüchten auch sie sich gern.

Aber freilich: die blaue Blume der deutschen Romantik war jenes «romantische Blümchen» nicht. Die lässt sich nirgends hin verpflanzen, wo wirklicher Erdgeruch aufsteigt; keiner sah sie; sie ist Traumbild und ewige Sehnsucht. Da gleicht jenes schweizerische romantische Blümchen eher dem Alpenröslein, mit dem warmen, heimeligen Rot, das wohl etwas fern und abgelegen wächst, aber doch immer erreichbar für den, der sich einmal entschlossen hat, dem städtischen Alltag und der grauen Wirklichkeit Valet zu sagen. Und auf jeden Fall wächst es kräftig und deutlich aus wohlbekanntem Erdreich empor.

Wenn man sich auch von der unmittelbaren und gegenwärtigen Wirklichkeit abwendet, so verlässt man doch nie die Wirklichkeit überhaupt, und kann es nicht. Was wir als schweizerische Romantik bezeichnet haben, das, was uns aus jedem Bändchen der «Alpenrosen» entgegentritt und ihnen ihr typisches Gepräge gibt: Es ist die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit, welche Geschichte und Sage als Wirklichkeit überliefert; es ist die liebevolle Vertiefung in die altheimischen Bräuche und Sitten, die sich in die Gegenwart herübergerettet haben.

Wohl mochte diese Beschäftigung mit der Vergangenheit bei vielen zum blossen Spiel werden. «Spielerische Zeitflucht aristokratischer Eigenbrötler» nennt Ermatinger diese Romantik der Zürcher.<sup>77)</sup> Und das trifft ja wirklich in hohem Maße für einen Martin Usteri etwa zu; David Hess und Hegner sind ihm geistig verwandt. Aber diese schweizerische «Romantik» sollte doch auch ihre echt schweizerische Prägung erhalten: durch einen aufs Praktische gerichteten Willen, der diese Beschäftigung mit dem Alten für die Gegenwart nutzbar zu machen suchte. Das geschah durch die Berner, und das wurde die bernische «Romantik».

Auch Ermatinger spricht von diesen Bestrebungen, die schon zu Beginn des Jahrhunderts im Bernischen zielbewusst eingesetzt hätten, «in dem Reichtum und der Kraft des altschweizerischen Volkslebens Quellen der Erneuerung für die Gegenwart springen zu machen.»<sup>78)</sup> Durch solchen auf die unmittelbare Wirklichkeit gerichteten Willen hebt sich allerdings die Romantik selber wieder auf. Denn echte Romantik ist ständiges Streben aus der Wirklich-

keit und über die Wirklichkeit hinaus. Die bernische «Romantik» aber erweist sich als nichts anderes als jene Einkehr in sich selbst und innere Neusammlung, um sich selbst wieder zu finden, die nach dem Zeitalter der Tat notwendig folgen musste; als ein anderer Anblick wiederum nur jener allgemeinen Bestrebung nach Wiederherstellung und Erneuerung, welche die Epoche kennzeichnet, und der wir schon in so verschiedenen und oft widerstreitenden Formen begegnet sind.

Die schweizerische Eigenart soll wieder gesucht, wiedererweckt und gepflegt werden: das hat ja die Berner Wyss, Kuhn u. d. a. überhaupt zur Herausgabe der «Alpenrosen» bestimmt.

«Deutschland hat bis auf diesen Tag das Vorrecht gehabt, auch unsre Schweiz mit Almanachen zu versorgen . . . Da fliegen über den Rhein die niedlichen Büchlein her, ein buntes singendes Geflügel, ein lustiges Völklein, unaussprechlich angenehm, und von tausendfältigem Nutzen für — Deutsche. Und wir nun in unsern lieben Bergen, wir sollen hinsitzen und sollen das Herz erquicken, den Geist erheben, den Scharfsinn üben an all den vielgestalteten Dingerchen, die nicht für uns gesagt und nicht für uns gesungen, voll fremder Sitte, in andrer Denkweise, von ausländischen Menschen hingesetzt, kaum Hunderten von uns verständlich, und einem Dutzend kaum gemüthlich sind? Wie viel besser, wir schreiben künftig die Büchlein selbst . . .

Das Vaterland soll in unserm Almanache recht eine gewaltige Rolle spielen . . .»<sup>79)</sup>

Und es hat das wahrlich getan.

Schweizer sind fast ohne Ausnahme die Dichter und Schriftsteller der «Alpenrosen». Die Biographien, die sie schreiben, sind über Schweizer; die Abhandlungen schildern Sprache, Sitten und Gebräuche im Schweizerland. Zahlreich sind die Aufsätze über Schweizerkunst; und sie selbst kommt unmittelbar zur Wirkung: in den Stichen von Usteri, König, Lory, Vogel, Disteli u. a., die heimische Gegend, heimisches Volk, heimische Geschichte darstellen.<sup>80)</sup> Die Reiseschilderungen machen mit Land und Leuten der Heimat bekannt, regen an, selbst auf Fusswanderungen sie näher und besser kennenzulernen.<sup>81)</sup> Aus den Quellen heimischer Sage und Geschichte schöpft die epische Dichtung. An der Liebe zu Vaterland und Freiheit entzündet sich die Lyrik.

«Kaum Hunderten von uns verständlich und einem Dutzend kaum gemüthlich», so empfand man jene niedlichen Büchlein, die



über den Rhein herübergeflogen kamen. Am verständlichsten, am traulichsten aber musste sein, was in der eigenen Sprache, der Mundart gesagt wurde. So finden wir denn in den «Alpenrosen» eine ganze Reihe von Mundartgedichten. «Es ist mit ein Zweck des gegenwärtigen Almanachs auf solche Weise — ich will sagen von Seite der Sprache — unsre Eigenthümlichkeit und Schweizerische Nationalität darzustellen.»<sup>82)</sup> Von Bernern aber wurde die Dialekt-dichtung vor allem gepflegt, von Kuhn, Wäber, den beiden Wyss. Durch sie geschah die Erneuerung des Volksliedes in der Schweiz, als ein Mittel zur sittlichen Erneuerung und Wiedergeburt des Volkes.

«Unsere alten National-Lieder sind zum Theil verloren und ausgestorben, zum Theil verdorben und entstellt. Was noch da ist wird selten mehr gesungen, und was jetzt gesungen wird, ist selten national, sondern hochdeutsch und passt auf unser Volk gar nicht.» So spricht sich Kuhn in der Vorrede zu den «Schweizer-Kühreihen und Schweizer-Küherliedern» aus, die er 1812, nach Sigmund Wagner, als zweiter herausgab. Ehedem hätte das Volk seine Lieder selbst gemacht, fährt Kuhn romantisierend fort. «Hier war Sprache, Ton und Melodie ganz eigen und national, und darum sprach alles dem Volke an's Herz.» Doch wie die von aussen hergeholte Kultur den Charakter des Volkes geändert habe, hätte sich auch der Volksgesang verändert. Den «Urtext» wiederzugeben, hatte den ersten Herausgeber Sigmund Wagner zur Sammlung der Lieder veranlasst, als er sie «ausgeartet und entstellt» in den Liederbüchlein der Liederkrämer fand.<sup>83)</sup> Der weitere Gedankengang ergibt sich von selbst: durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Volksgesanges soll auch der ursprüngliche Charakter des Volkes wiederhergestellt werden.

Die Krönung erfahren diese Bemühungen aber durch das schöpferische Nachdichten, die eigene Erneuerung und Bereicherung des Volksgesanges. So dichtet Kuhn seine «Volkslieder», unter die er auch die Mundartgedichte seines Bruders und die von Wäber aufgenommen. Und noch einmal erklärt er, warum er sich dazu getrieben fühlt: Es gäbe zwar schon eine Menge Lieder fürs Volk, doch sie sind «hochdeutsch, und darum unserm Volke weniger verständlich, auch nicht immer gerade für dieses Volk geschrieben».<sup>84)</sup>

Dass auch Wyss, der Hauptherausgeber der «Alpenrosen», mit seinen «Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der

Schweiz» ein nationales Ziel verfolgte, kann nicht überraschen: Es ist «die Lust an unserer vaterländischen Natur und Sitte das Hauptziel, zu welchem diese paar Dichtungen ihren Leser emporheben möchten». <sup>85)</sup>

Welche Bedeutung kommt nun all diesen nationalen Bestrebungen in der damaligen Literatur zu?

Der Gedanke, dass diese «Wiederherstellung» und Erhaltung der nationalen Eigenart, diese Weckung und Pflege des heimatlichen und nationalen Gefühls nicht ohne Bedeutung für die spätere staatliche Erneuerung in Kantonen und Bund war, drängt sich auf. Gerade wenn die neue Staatsform auf die Idee der Volksherrschaft gegründet war, musste sie, wenn nicht getragen und durchpulst von diesem Gefühl, als blosser Konstruktion und leere Form über kurz oder lang zum Absterben verurteilt sein. So erkennt denn Fässler «in diesem anspruchslosen, weder phantasie- noch wortgewaltigen Dichten eine nationale Macht und Arbeit, die durch die heimatfreudige Gemütsbildung der politischen Wiedergeburt der Heimat einen sicheren Untergrund bereitet». <sup>86)</sup>

Aber wenn wir eine solche Bedeutung und Wirkung der «Alpenrosen» für die staatliche Erneuerung nach 1830 auch annehmen, so ist damit doch immer die Frage noch nicht beantwortet, welche Wirkung diese Beschäftigung mit der nationalen Eigenart für die Bildung der neuen Ideen vom Staat gehabt. Die Möglichkeit einer s o l c h e n Wirkung nun erscheint sehr gering.

Die Beschäftigung mit der nationalen Eigenart in Brauchtum und Geschichte ist ja zum grossen Teil gerade entstanden, auch in der Schweiz, als Protest und Reaktion gegen Ideen und gegen den denkenden Geist; gegen die konstruierende Vernunft der Aufklärung und ihr Werk, den Einheitsstaat, der alle Geschichte und Eigenart missachtet. Aus dem genau gleichen Gefühl heraus hat der Restaurator Haller sich gegen ihn als eine «willkürliche philosophische Konstruktion» gewandt, der «die Geschichte aller Zeiten und aller Völker durchaus widerspricht».

Sprache, Sitten und Gebräuche; Liebe zur Eigenart, welche die Geschichte geprägt; warmes heimatliches Fühlen: sie sind nur Stoff, der darauf wartet, durch den Geist, die politische Idee geformt zu werden. «Ideen» finden wir in den «Alpenrosen» nicht. «Die Harmlosigkeit der Alpenrosenliteratur erklärt sich zuletzt aus ihrer Problemlosigkeit», sagt Ermatinger. <sup>87)</sup>

Aber wenn es selbst nicht Ideen, so könnten sich doch die neuen

Ideen daran entzündet haben, kann man einwenden; und man wird vor allem auf

die patriotische Lyrik

hinweisen, welche immer wieder das Lob der Freiheit singt; Lieder, wie etwa das von Gengenbach «An die Freiheit»,

«... unser schönstes Gut,

Durch Männerschweiss errungen, durch unser Väter Blut.»<sup>88)</sup>

Können nicht die neuen, die freiheitlichen politischen Ideen aus diesen Freiheitsgesängen Nahrung gesogen haben?

Diese Möglichkeit ist zu untersuchen. Es sei dabei die ganze Vaterland und Freiheit preisende Lyrik der Restauration miteinbezogen, vom unbekannteren Conradis, «der als Freund der Freiheit und Feind der Tyrannei die letztere nach dem Urtheile der Kenner eben so wenig schonte wie die Grammatik» (wie uns Tillier versichert)<sup>89)</sup>, bis zu den allbekanntesten «Schweizerliedern» Abraham Emanuel Fröhlichs.

Wer Fröhlich Anregung und Vorbild gewesen, zeigt schon der Titel seiner Lieder: Es war Lavater, dessen Schweizerlieder von 1767 die ganze patriotische Lyrik der Folgezeit ja zum Aufblühen brachte, welche die Heldentaten der alten Schweizer besingt, die Tyrannei der Vögte schildert und Vaterland und Freiheit preist. Inhalt und Ton haben sich nicht verändert; nur in der Form haben sich Einflüsse von aussen geltend gemacht: von Schiller, den Dichtern der Freiheitskriege, später von Uhland. Doch hatten zum Beispiel die Revolutionsjahre gezeigt, dass diese Lyrik fähig war, auch a k t u e l l e Bedeutung anzunehmen; damals erhielten Vögte, Tyrannen und die Freiheit in diesen Liedern plötzlich ja einen ganz neuen Sinn. War eine solche Aktualisierung nicht auch in den zwanziger Jahren möglich?

Sie kam tatsächlich vor, wie der «Schweizerbote» zeigt, der im Neujahrsgross von 1824 versichert, dass mancher Ehrenmann ihn im stillen segne, «glaubt mir's, wenn er sieht, dass ich ein Manns-herz habe, und nicht vor Gesslers legitimem Hut die Kappe abziehe. Das muss und soll kein Schweizer.»

Wenn aber eine Wirkung in dieser Richtung bei den vielen Freiheitsliedern der zwanziger Jahre nicht ausgeschlossen ist, so liegt doch eine andere noch näher.

Schon Goethe war das im Grunde Unehnte dieser überschwänglichen patriotischen Lyrik seit Lavater aufgefallen, die sich an den Taten der Väter und der von ihnen erkämpften Freiheit berauschte

und darob die Gegenwart und Wirklichkeit vergass. Er hat in den «Briefen aus der Schweiz» mit Spott davon geschrieben.

Doch auch dem Geschlecht der zwanziger Jahre, und gerade ihm, war nun sehr deutlich bewusst, wie sehr dieser Freiheits- und Vaterlandskult, weit entfernt, dass er zu eigenen vaterländischen Taten und eigenem freiheitlichem Denken begeisterte, gegenüber den Forderungen der Gegenwart vielmehr einzuschläfern drohte. «Wollen Sie nicht bald mit Ihrer Geschichte ans Ziel kommen, um der saft- und kraftlosen Idolatrie der Alt-Schweizerei, die wieder aus allen Kehlen zum Ekel ertönt, ein Ende zu machen!» spornete Ulrich Hegner Zschokke an, der an seiner «Schweizer-Landsgeschichte für das Schweizervolk» schrieb. «Ehre unseren Vorfahren. Aber wenn jedes Volk von den Seinigen ein so unwürdiges Geschrei erheben wollte, wie wir, was würde aus der neuern Geschichte werden? Joh. v. Müller hat mit seiner übertriebenen Vorliebe für alte Namen und berühmte Geschlechter geschadet. Durch beständiges Anstaunen der alten Heldenzeit verliert man Klugheit für die Gegenwart.»<sup>90)</sup>

Auch aus Zofingerkreisen hört man den Protest gegen «jenen mystischen Patriotismus, der in Gefühlen tändelt»;<sup>91)</sup> und vor der Helvetischen Gesellschaft erhebt Pestalozzi seine warnende Stimme gegen «die Traumsucht über den Ruhm, die Grösse und die Heldenkräfte der alten Schweizer», die viel zur Vernachlässigung der «Kräfte und Vorzüge, durch welche unsre Vorfahren ihren Ruhm verdient und sich unsern Wohlstand und Segen erworben», hingeführt habe. «Unsere Aufmerksamkeit sollte gegenwärtig in einem hohen Grade lebendig und kraftvoll auf das gerichtet seyn, was wir selbst sind und seyn werden, und wozu wir uns selbst im Ernst bilden und erheben sollten . . .»<sup>92)</sup>

Nur so freilich konnten sich auch die neuen politischen Ideen bilden, nach deren Entstehung und Werden wir forschen, nie aber aus jenem blossen Spiel des Gefühls mit der eigenen Vergangenheit und der altüberlieferten Freiheit.

Gering also erscheint die Möglichkeit, dass die patriotische Lyrik der Restauration mit ihren Freiheitsliedern, dass die gesamte «Alpenrosen»literatur überhaupt irgendwie auch zur Bildung der freiheitlichen, der liberalen Ideen vom Staat beigetragen hätten.

Allerdings ist nun auch zu erwähnen, dass diese Literatur dem neuen Geist und den neuen Ideen auch nie feindselig entgegenstand. So hatten die «Alpenrosen» von 1830 z. B. keine Bedenken,

die Biographie Ludwigs von Lenzburg aufzunehmen, eines «echten Schweizers», von «freier Denkart», der im Jahr 1814 seiner Stelle im Grossen Rate entsagte, «da er der damaligen Restauration wenig hold war». <sup>93)</sup>

Was hat denn nun eigentlich die Leserschaft selbst in den «Alpenrosen» gesucht und auf sich wirken lassen?

1829 trug sich die Redaktion der «Alpenrosen» ernsthaft mit dem Gedanken, diese mit dem nächsten Jahr nicht mehr herauszugeben. Den Grund erfahren wir in den «Alpenrosen» von 1830, aus einem Gespräch des «Redactors» mit dem «Alpenmädchen», das ihm seine «Alpenrosen» zu vertragen pflegte. <sup>94)</sup> Das Alpenmädchen klagt: «... Eine andere Welt ist, glaub' ich, aufgeschossen; viele weisen mich kältlich ab und sagen, sie haben noch genug an den Alpenrosen früherer Jahre...; und fast Alle dünken mich gleichgültig.» Es glaubt die Erklärung darin zu sehen, dass die Leute nun andere Blumen lieber hätten; nicht wenigen scheine es nun doch «zu ländlich, zu simpel angethan».

Der Hauptgrund dieser «Kälte», dieser «Gleichgültigkeit», auf welche die «Alpenrosen» gegen Ende des Jahrzehnts bei den Lesern im Kanton Bern und dem ganzen Schweizerland offenbar allmählich stiessen, war vielleicht doch ein anderer.

Ja, eine neue Zeit war aufgeschossen! Die keine Zeit der beschaulichen Ruhe, des stillen Betrachtens mehr war, sondern der Tat und des Handelns. Und dass die «Alpenrosen» gegen 1830 sichtlich auf immer geringeres Interesse stiessen, ist ein Beweis dafür, dass sie für die Fragen des Tages, der neuانبrechenden Zeit, ihren Lesern nichts zu sagen hatten. Innere Einkehr, beschauliches Verweilen, harmloses Plaudern, das war es, was man in diesem Almanach gesucht und was man auf sich wirken liess.

Dass dies immer der eigentliche Charakter des Taschenbuches gewesen sei und bleiben solle — «nicht Politica, nicht Pestalozziana, nicht Fellenbergismen, nicht Linthunternehmung» — darüber waren sich die Zeitgenossen einig, wie Urteile über den Almanach nach dem Umschwung übereinstimmend zeigen. <sup>95)</sup>

Der zweite Teil unserer Untersuchung ist abgeschlossen.

Er hatte sich mit der Literatur zu befassen, die in den zwanziger Jahren im Kanton Bern wirksam war. Das Thema, auch hier: zu erforschen, wie sich die Ideen bildeten, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten. Deutlich das Ergebnis: Die Literatur hat in aufbauender Weise dazu nicht beigetragen, weder die Alpen-



rosenliteratur, noch der «Hinkende Bote». Da sie aber vollkommen unpolitisch, ja problemlos war, stand sie neuer Ideenbildung auch nicht hindernd entgegen.

Der erste Teil der Arbeit hatte die Bedeutung der Vereine untersucht, welche diese für Formung und Verbreitung jener neuen Ideen haben konnten. Die Möglichkeit einer solchen Wirkung auch für das bernische Gebiet konnten wir feststellen. Über die tatsächliche war wenig Sicheres zu erfahren.

Das Gesamtergebnis bis jetzt ist so gering, dass die bisherige Methode einer Überprüfung und Kritik unterzogen werden muss.

Wegleitend war zunächst, möglichst unvoreingenommen an die Untersuchung heranzugehen. Als einzige Tatsache sollte gelten: eine Umwälzung, ein neuer Staat zu Beginn des 4. Jahrzehnts. An den Quellen sollte dafür auf jeden Ton gehört werden, der überhaupt von Erneuerung sprach. Dies führte in die Vereine, als den hauptsächlichsten Trägern aller Erneuerungsbewegungen. Dann in die Literatur.

Wir stiessen dabei, in der Helvetischen Gesellschaft, auch wirklich auf politische Ideen, deren Verwirklichung im Staat zur Volksherrschaft führen musste.

Das überraschende Ergebnis der ganzen Untersuchung aber war nun, dass wir diese Ideen in Bernern selbst, nämlich von Bernern ausgesprochen, von Bernern als Forderungen vorgetragen, während all dieser zwanziger Jahre nicht zu fassen bekamen, wenigstens Quellenmäßig nicht belegen können, wie das für andere Kantone leicht ist.<sup>96)</sup>

Die Untersuchung wurde deshalb immer mehr zu einer Frage, was denn nun von aussen auf den Berner eingewirkt habe, um in ihm jene neuen Ideen zum Entstehen zu bringen.

Wir hatten unser Augenmerk dabei zuerst auf den lebendigen Kontakt mit den Mitmenschen in den Vereinen, die ja ihrerseits wieder mit gleichen Vereinen in den andern Kantonen in Berührung standen, zu richten.

Die Wirksamkeit und Bedeutung dieser Vereine im Kanton Bern schien uns dabei zur Hauptsache in der Weckung vermehrter geistiger Regsamkeit überhaupt zu liegen. Es konnte sich mit dieser allgemeinen Wirkung die Verbreitung einer gewissen freisinnigen Geisteshaltung verbinden, wie es etwa für den Griechenverein in Bern wahrscheinlich ist. Die Vermittlung bestimmter, festgeprägter

Ideen aber war nur für die Helvetische Gesellschaft mit einiger Sicherheit festzustellen; und diese Vermittlung geschah hier an einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung, der überdies beim Umschwung im Kanton eine ganz unbedeutende Rolle gespielt hat.

Wir untersuchten dann die Wirksamkeit des geschriebenen Wortes, der Literatur.

Wir konnten ihr nur zuerkennen, dass sie der Bildung der neuen Ideen nicht entgegenstand. Selbst hat sie nicht dazu beigetragen.

Wir sind mit unserer Untersuchung in eine Sackgasse geraten, und nur eine vollkommen neue Methode kann weiterhelfen.

Sind wir bis jetzt gleichsam von aussen an den Berner herangetreten, durch die Frage, was denn von aussen auf ihn zur Bildung jener neuen Ideen eingewirkt haben mochte, werden wir nun von ihm selbst ausgehen.

Das heisst: Wir werden nun den Berner dort aufsuchen, wo wir ihn zum ersten Male selbst die neuen Ideen aussprechen hören: während des Umschwungs und unmittelbar vor ihm.

## II. Abschnitt

### Zeitung en

Welche Möglichkeiten hatte der Berner, um seiner Meinung über öffentliche Angelegenheiten, seinen Ideen über den Staat Ausdruck zu geben?

Bern hatte eine Zeitung, die «*Neue Schweizer-Zeitung*», die seit dem 4. April 1829 als Fortsetzung des Ende 1815 gegründeten «*Volksfreund*» erschien.<sup>97)</sup>

Welche Funktion ihr im Staate zugedacht war, ist schon aus ihrem äusseren Bild ersichtlich. Den ersten und weitaus überwiegenden Teil nehmen die Nachrichten aus dem Ausland ein, welche über die politischen, gesellschaftlichen und ausführlich über die militärischen Ereignisse berichten. Den inländischen Nachrichten ist daneben in einem zweiten Teil ein sehr bescheidener Platz zugewiesen. Spärlich sind die Nachrichten aus den Kantonen; die wenigen Mitteilungen aus der Tagsatzung und den kantonalen Räten äusserst knapp. Die Genfer- und Waadtländerblätter, «die grosse Reden und überhaupt jedes, selbst über Cantonal- oder Municipal-Interessen gesprochene Wort, der ganzen Welt gedruckt unter die Augen legen», erregen die Heiterkeit der «*Neuen Schweizer-Zeitung*».<sup>98)</sup> Streng hielt sich ihr Redaktor an die Bestimmung des «*Patents für Zeitungsschreiber*» vom 19. Dezember 1810, das immer noch zu Recht bestand: «Er soll sich keine eigenen Raisonsnements und Bemerkungen erlauben, sondern sich stricte an Darstellung der Thatsachen halten.»<sup>99)</sup>

So ist denn die Bernerzeitung bis weit ins Jahr 1830 hinein reines Informationsblatt, in welchem, auch von seiten der Regierung, keine politische Meinung ausgesprochen wird, es sei denn die: Die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und ihre Beurteilung ist nicht *res publica*, sondern ausschliesslich Sache, Vorrecht des Patriziats.

Es gab daneben noch das wöchentliche «*Amtsblatt*», welches, wie eine Einsendung an den «*Schweizerischen Beobachter*» Ende 1830 versichert, in «*historischen Zeiten*» oft die einzige Zeitung des Kantons war, wenn nämlich gerade wieder ein Redaktor

des eigentlichen Nachrichtenblattes «die zerkaute Feder» von sich geworfen hätte. «Erbaulich zu lesen: die Ämterbesetzungen, Gantsteigerungen und Konkurse vollauf; verkäufliche Geigen ‚wegen Mangel Platzes‘; Dienstgesuche von Mägden, ‚die bereit sind, sich zu Allem willig gebrauchen zu lassen‘ . . .»<sup>100)</sup>

Gab es nun vielleicht nicht doch eine Möglichkeit auch für den Berner, seine Stimme über öffentliche Angelegenheiten vernehmen zu lassen?

«In der ganzen Schweiz besteht Pressfreiheit, sobald nur z w e i Kantone Pressfreiheit haben . . .» schreibt der «Schweizerbote» in einer seiner ersten Nummern des Jahres 1829.<sup>101)</sup> In der Tat: auf dem Boden dieser beiden konnten sich die zwanzig andern zusammenfinden, um dort, in d e r e n Blättern, die Dinge zur Sprache zu bringen, die sie in ihrem eigenen Kanton nicht oder doch nicht mit solchem Freimut behandeln durften.

Von den kantonalen Verfassungen erwähnte nun einzig diejenige von Genf die Pressefreiheit. In den übrigen Kantonen walteten wieder die Zensurbehörden ihres Amtes. Es gab wohl freisinnige Zeitungen, in denen die Aufklärungsgedanken des 18. Jahrhunderts Zuflucht fanden und sich die Ideen einer neuen Zeit zu äussern wagten: die «Neue Zürcher Zeitung» in Zürich (Usteri),<sup>102)</sup> den «Schweizerboten» in Aarau (Zschokke), den «Nouvelliste Vaudois» in der Waadt (Monnard); doch waren sie durch die kantonale Zensur eingeschränkt und gehemmt.

Eine der Pressefreiheit wohlgesinnte Regierung aber gab es nun in Appenzell Ausser-Rhoden.

Der fortschrittlich gesinnte Landammann Oertly betonte ausdrücklich, dass das appenzellische «Monatsblatt» zensurfrei sei. Diese 1825 von dem jungen Trogener Arzt Joh. Meyer gegründete Monatsschrift berührte jedoch nur appenzellische Verhältnisse, die sie freimütig beurteilte.

Von höchster Bedeutung wurde nun, dass sich Joh. Meyer im Sommer 1828 entschloss, eine neue Zeitung herauszugeben, die sich auch mit den Angelegenheiten der andern Kantone befassen sollte. Am 5. Juli erschien die erste Nummer dieser

« A p p e n z e l l e r   Z e i t u n g »

«Seit kurzer Zeit», so führt der Redaktor sie ein, «hat das Monatsblatt den Versuch gewagt, über eigene innere Angelegenheiten zu berichten und dann auch darüber freimütig zu urtheilen . . . Die Appenzeller Zeitung wagt einen Schritt weiter. Sie wird auch

erzählen wie es im Ausland zugehe, und in gleichem Geiste, wie jenes, die Vorfälle daselbst beurtheilen, ganz nach Appenzeller-Manier, die freilich hie und da Kopfschütteln hervorbringen wird, bis man sich daran gewöhnt hat . . .»

Zu diesem «Ausland» gehörte auch Bern.

Von einem Blatt, das sich so ausdrücklich zum Zweck setzte, auch den andern Kantonen die appenzellische Pressefreiheit zugutekommen zu lassen, werden wir wohl am ehesten erwarten dürfen, jene politischen Stimmen auch des Kantons Bern zu vernehmen, die dort selbst nicht laut werden durften.

Am 5. Juli war die erste Nummer der «Appenzeller Zeitung» erschienen. Der 4. Oktober brachte die Notiz, dass der stillestehende Vorort Bern vergebens beim dirigierenden Vorort Zürich darauf gedrungen sei, dass der König von Frankreich durch eine eidgenössische Deputation in Strassburg bekomplimentiert werden möchte. «Nun soll der Bär ein wenig brummen.»

Es klang wie eine Kampfansage. 14 Tage später erschien die erste Notiz, die sich mit den Angelegenheiten des Kantons Bern befasste. «Am 28. September hat die Regierung von Bern eine kräftige Proklamation gegen den unsittlichen Kiltgang erlassen; dann aber — was vielleicht die Sittlichkeit im Vaterland nicht viel weniger gefährdet — den 6. d. M. mit Neapel für ein ganzes Regiment die Kapitulation abgeschlossen.»<sup>103)</sup>

Nun konnte der Bär allerdings brummen. Das war Appenzellermanier, über Ereignisse zu berichten.

Es muss nun aber überraschen, dass der Bär die zweite Hälfte des Oktobers und den ganzen November in Ruhe gelassen wurde. Der nächste Bericht aus Bern erschien am 6. Dezember. Man gehe in Bern mit dem Gedanken um, auf den erledigten Lehrstuhl der klassischen Literatur einen Repetenten der theologischen Fakultät in Göttingen zu stellen. «Er soll besonders wegen seiner Orthodoxie dazu empfohlen worden sein.» Das war wieder Appenzellermanier.

Wie hat diese Berichterstattung im Kanton Bern gewirkt, bei Regierung und Volk? Über beides gibt uns die «Appenzeller Zeitung» selbst einigen Aufschluss.

Einer Meldung aus Bern vom 18. November 1829<sup>104)</sup> entnehmen wir, dass im sogenannten Literarleist, der 120 bis 150 Mitglieder zähle, die «Appenzeller Zeitung» «von mehr als der Hälfte mit Interesse gelesen werde». Allerdings habe nun am grossen Leistbott vom sechzehnten «besonders ein junger Herr recht herzbre-



chend dargestellt, wie unsere liebe Regierung durch den Appenzeller so oft schon unbarmherzig hergenommen wurde, und auf Abschaffung angetragen». Von den Votierenden hätten 20 für Beibehaltung, 21 für Abschaffung gestimmt.<sup>105)</sup>

Am 16. Januar 1830 muss das Blatt folgende Meldung bringen: «Die hohe vorörtliche Behörde der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Bern, ist bei der Regierung des Standes Appenzell A. Rh. mit einer Klage eingekommen gegen die Appenzeller Zeitung . . .» Warum? «Bemüssigt euch des Rathens und Grübelns Ihr Uneingeweihten in die Tiefe solcher Geheimnisse und überlasset die Lösung der Aufgabe den Inspirirten . . .» antwortet die Redaktion.

Wenn wir nun versuchen, dennoch in die Tiefen dieses Geheimnisses einzudringen, haben wir eine ganz überraschende Feststellung zu machen.

War uns schon aufgefallen, dass sich das neue Blatt ziemlich spät mit dem Mutz zu befassen begann (1. Nummer: 5. Juli; 1. Notiz über Bern: 18. Oktober), so müssen wir nun bemerken, dass die Nummern des Jahres 1829, ausser jener Einsendung aus dem Literarleist, im ganzen nur drei einzige Mitteilungen über den Kanton Bern enthalten:

Eine vom 8. August gibt ganz kurz Kenntniss von einer Verordnung der Regierung über den Erwerb von Liegenschaften und unterpfändlichen Schuldtiteln durch Kantonsfremde; eine andere, vom 12. Dezember, über die öffentliche Hinrichtung einer Mordbrennerin in Nidau. Beide knapp, sachlich. Die dritte Notiz aber (vom 29. Januar 1829) ist geschrieben, um den bernischen Schultheissen Fischer als ein Muster aller schweizerischen Magistraten hinzustellen, weil er einen ihm angetragenen Orden abgelehnt habe.

Das Ergebnis ist auffallend und bedeutsam. Einmal durch die ganz geringe Zahl der Mitteilungen aus dem Kanton Bern, die zudem im Jahr 1829 auffallend kurz und sachlich und ohne politische Spitze sind. Viel bedeutsamer noch ist die andere Tatsache: dass es sich bei diesen Mitteilungen überhaupt nicht um eigentliche Einsendungen handelt, die wir als politische Stimmen aus dem Kanton betrachten dürfen, wie es bei den Einsendungen aus Luzern, Sankt Gallen, dem Thurgau, dem Aargau usw. durchaus der Fall ist. Wo der dürre Bericht Leben bekommt, da geschieht es ganz offenbar durch den Herausgeber der Zeitung selbst, der seinen Kommentar macht, ganz nach «Appenzellermanier».

Und dieser Charakter der Zeitung in ihrer Beziehung zu Bern

verändert sich im grossen und ganzen auch im Jahr 1830 vorerst nicht.

Unter den 13 bernischen Mitteilungen im ersten Halbjahr, bis zum 24. Juli, mit dem Bericht vom eidgenössischen Freischiessen in Bern, gibt es nur eine, wo wir nun allerdings zum erstenmal von einer eigentlichen Einsendung, einer politischen Stimme aus dem Kanton sprechen dürfen. Sie erschien in Nummer 22, vom 29. Mai, und ist geschrieben von einem Burgdorfer Anwalt, Karl Schnell.<sup>106)</sup> Sie stellt die Antwort dar auf einen Artikel in der «Neuen Schweizer Zeitung»<sup>107)</sup>, der sich gegen die sogenannten Liberalen aller Länder gerichtet habe, und worin besonders folgender Satz den Einsender zu reizen vermocht hatte: «Bey uns geniesst freylich ein Mann die allgemeine Hochachtung, wenn er frey und muthig in berathenden Behörden sich allem demjenigen widersetzt, was er ungerecht und unklug glaubt . . .»

«Sollte . . . der Ausdruck ‚bei uns‘, so schreibt nun Schnell in der «Appenzeller Zeitung», «sich auf den Kanton Bern beziehen, in welchem diese Zeitung erscheint, o dann höhne doch der Verfasser des Artikels diejenigen Bürger dieses Kantons nicht, die weder Privilegierte noch Creatures der Privilegierten sind! . . . Sage er vielmehr offen: im Canton Bern ist die privilegierte Kaste gegenwärtig alles in allem . . . Warum will man dessen ungeachtet überall glauben machen, die Leute im Kanton Bern, die keine politischen Rechte geniessen, die durch ein Familien-Regiment beherrscht werden, seien glücklich, seien zufrieden . . . ? Sage man lieber, diese Leute seien ruhig, ungeachtet ihrer politischen Nichtigkeit; sie seufzten im lieben Frieden über dasjenige, was sie nur im Unmuth kauen, nie verdauen, aber auch nicht ändern können.»

. . . aber auch nicht ändern können!

Wenn man zunächst auch ganz unter dem Eindruck steht, hier den ersten politischen Schrei aus dem Kanton Bern zu hören, so entgeht doch nicht, dass es mehr ein Aufschrei ist, als eine klare, selbstbewusste Stimme, die eine politische Idee ruhig und bestimmt darlegt und ihre Forderungen daran knüpft. Und das Verbittert-Resignierte im Ton wird nicht entgehen.

Der nächste Artikel aus Bern nach jenem letzten, rein informatischen Charakters, in der Nummer vom 24. Juli (Bericht vom Freischiessen) erschien beinahe einen Monat später, am 21. August. Er ist wieder vom Anwalt aus Burgdorf und beginnt: «Der Schultheiss Fischer hat vollkommen Recht gehabt, den Dünkel, den Hoch-

muth und die politische Intolleranz als drei Dinge aufzuzählen,<sup>108)</sup> die dem allgemeinen Wohl der Eidgenossenschaft höchst feindselig entgegenwirken . . .» Es folgt ein vehementer Angriff aufs bernische Patriziat.

Es ist der Artikel, von dem der Bruder des Anwalts, Prof. Hans Schnell, in einem Brief berichtete, er habe «wie eine Bombe» gewirkt, «die einen zu Boden gestreckt, andere hingegen bloss angeschossen und wüthend gemacht, und noch andere endlich ganz verblüfft.»<sup>109)</sup>

Es war allerdings ein anderer, neuer Ton; kämpferisch, aggressiv. Zwischen dem 24. Juli und dem 21. August lag die zweite französische Revolution.

Dass diese tatsächlich auch für das Verhältnis zwischen den damaligen Zeitungen und der Öffentlichkeit im Kanton Bern einen besonderen Markstein bedeutet, bestätigen die anderen Blätter, die nun, nach der «Appenzeller Zeitung», heranzuziehen sind.

Die einzelnen Züge, die wir dort gefunden, kehren auch hier als charakteristisch wieder, nur dass bald dieser, bald jener Zug mehr hervortritt.

Zahlreicher als in den andern Zeitungen sind die Meldungen aus dem Kanton Bern in der

« N e u e n   Z ü r c h e r   Z e i t u n g »

Doch kommt es auch hier vor, dass sie während ganzer vier Wochen fehlen.

Sie sind meist sehr knapp, ohne allen polemischen Charakter. Berichte über Unfälle, Naturkatastrophen, Entlassungen, Ernennungen, Verordnungen des Kleinen Rates, Tagungen von Vereinen, Jahresrechnungen von Anstalten; äusserst knappe Berichte aus den Grossratsverhandlungen; Nekrologe; manchmal ein Aufsatz wie der vom 28. April 1830 über «Die Schieferbrüche im Berner Oberland» — das sind, bis Ende Juli 1830, die Mitteilungen der «Neuen Zürcher Zeitung», die bernische Gegenstände betreffen; reine Informationen.

Von ähnlichem Charakter ist der

« N o u v e l l i s t e   V a u d o i s »

Wenn er noch am 8. Oktober 1830, als Einleitung zu einer Attacke gegen die «Neue Schweizer Zeitung», behauptet, «nous ne nous sommes guère mêlés jusqu'à ce jour de la politique du Canton de Berne», so müssen wir ihm im grossen und ganzen recht geben. Wo er Vorfälle im Kanton Bern, Beschlüsse der Regierung usw.

nicht einfach bloss mitteilt, ohne Bemerkungen und Kommentar, was die Regel ist, dann geschieht es gerade bei ihm in auffallender Weise, um sie wohlwollend zu erwähnen, oft, um sie als Beispiel hinzustellen. Die meisten Berichte aber sind, wie gesagt, nur orientierende Nachrichten aus dem grossen Nachbarkanton, ohne jede politische Färbung. Vor allem aber hat keine der Mitteilungen der Waadtländerzeitung über bernische Dinge den Charakter einer eigentlichen Einsendung, in der von einem Berner eine persönliche politische Meinung ausgesprochen würde.

Dagegen haben wir nun gerade bei den grösseren Artikeln, die der

« S c h w e i z e r b o t e »

über Bern bringt, sofort den Eindruck, es mit «Eingesandt» zu tun zu haben, in denen in ganz persönlicher Weise zu allgemein interessierenden Angelegenheiten des Kantons Stellung genommen wird. Manchmal erfahren wir sogar den Namen des Einsenders. So ist der Aufsatz über «Die Anstalt für Schwermüthige und Gemüthskranke bei Biel» vom 12. Juni 1828 von J. C. Appenzeller unterschrieben. In einer andern, kürzeren Einsendung tritt er wieder unter eigener Namensnennung für die Brandstifterin von Madretsch ein, die des vorbedachten Mordes angeklagt war.<sup>110)</sup> «Ein Landbewohner im Kanton Bern» behandelt die «zunehmende Rohheit der jungen Leute auf dem Lande» und gibt die Gegenmittel an, die er für zweckmässig hält.<sup>111)</sup> In der vorangehenden Nummer äussert ein anderer Einsender einige Gedanken zur «Sittenreformation» im Kanton Bern («den schändlichen Kiltgang betreffend»). In der Nummer vom 25. März 1830 finden wir längere «Bemerkungen in Münzsachen für Bern». Am 15. Juli erklärt sich «Ein Geistlicher des Kantons Bern» mit einem im «Schweizerboten» geäusserten Wunsch vollkommen einverstanden, «dass wir Schweizer eine eigene kirchliche Zeitschrift haben möchten».

Wir sehen aber sofort, dass alle diese Einsendungen nicht politische Verhältnisse und Einrichtungen berühren, auch J. C. Appenzeller nicht, den wir als so eifriges Mitglied der Helvetischen Gesellschaft kennengelernt haben.

Wieder etwas anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem

« S c h w e i z e r i s c h e n B e o b a c h t e r »

Es überwiegen auch hier zunächst die knappen, bloss orientierenden Mitteilungen. So noch durchaus im ersten Jahrgang. Von den ungefähr 30 bernischen Nachrichten des Jahres 1829 sind dann

allerdings drei auf eine Weise wiedergegeben, die sehr geeignet war, dem Bären ein unwilliges Brummen zu entlocken. Alle drei betreffen die Kapitulation mit Neapel.

«... Allerdings eine schöne Sache um solche Kapitulationen», lesen wir am 13. Februar. «So gab neulich zu Bern der Herzog von Calvello dem diplomatischen Korps und dem geheimen Rathe ein Mahl, das an die Zeiten des Lucullus und Crassus erinnert. Dreissig Arten Wildpret und Geflügel, vierzig Sorten Wein, Pasteten von Fasanenzungen und dergleichen Raritäten mehr...»

Der 10. April bringt die Meldung, dass die neapolitanische Werbung nicht schnell vor sich gehe, «versteht sich für die Gemeinen; denn Offiziere findet man genug...»; der 17. die Notiz, dass der erste «Transport Rekruten in diese neue Schule der Einfachheit und republikanischen Gesinnung abgegangen» sei.

Es war doch wohl Nüscheler, der diesen Nachrichten den reinen Informationscharakter nahm und sie mit einer polemischen Spitze versah. In der gleichen Weise hat er auch in seiner Monatschronik gegen die «Menschenlieferungstraktate» geeifert.

Wichtiger ist, dass wir für Ende 1829 eine richtige kleine Zeitungspolemik unter Berner Lesern des Blattes feststellen können, die sich um die Wiederbesetzung des erledigten Lehrstuhles für Anatomie dreht.<sup>112)</sup> Auch für andere Mitteilungen ist wegen ihrer persönlichen Färbung der Ausdruck «Einsendungen aus dem bernischen Leserkreise» durchaus angebracht; so für die Mitteilung vom 6. November, dass das «hiesige Publikum» sich dem im «Schweizerischen Beobachter» geäußerten Wunsch, es möchte ein wöchentlich zwei- bis dreimal über Tag fahrender Eilwagen zwischen Zürich und Bern eingerichtet werden, durchaus anschliesse.

Es handelt sich aber auch bei diesen persönlich gefärbten Einsendungen, wie im «Schweizerboten», nicht um politische Gegenstände, die besprochen werden.

Viel bedeutsamer ist, dass wir seit dem März 1830 im «Beobachter» nun auch wirklich eigentlich politische Stimmen aus dem Kanton zu hören bekommen.<sup>113)</sup>

Der Beschluss des Grossen Rates (nach der Ablehnung der eidgenössischen Vermittlung im Ohmgeldhandel), «den hohen Mithständen allgemein freyen Verkehr im Innern» vorzuschlagen, erregte «in unserm Kanton» das lebhafteste Wohlgefallen, heisst es in einem Bericht vom 12. März 1830. Es habe «den Glauben an das



Wiederaufleben unvergesslicher Dinge einer nicht alten Zeit mächtig genährt».

Am 4. Juni wird mitgeteilt, dass die kantonale Abteilung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft künftig sich hin und wieder auch auf dem Land versammeln würde. Dies werde Teilnahme erhalten und wecken «in unserem für öffentliche Besprechung gemeinnütziger Dinge noch wenig gebildeten Kanton . . .» Es habe in neuerer Zeit in diesem Zensurland nur wenig geistige Rührigkeit erstehen wollen.

Der Einsender vom 30. Juli freut sich, durch eine kurze Notiz in der «Appenzeller Zeitung», endlich etwas über die Kapitelversammlungen der bernischen Geistlichkeit vernommen zu haben. Er geht den Ursachen dieser «Geheimniskrämerei» nach und findet u. a.: «Der Grundsatz der Öffentlichkeit ist im Kanton Bern noch nicht förmlich anerkannt, vielen auch, welche hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, nicht einmal bekannt.»

Das sind nun wirklich politische Stimmen aus dem Kanton.

Die eine bezeugt, dass man auch im Kanton Bern «das Wohlthätige der Mediationsakte, besonders den Artikel 5, als einen lieben Verstorbenen in treuem Andenken» bewahre.<sup>114</sup>) Die beiden andern drücken ihren Missmut darüber aus, dass eine öffentliche Behandlung allgemein interessierender Dinge im Kanton Bern immer noch verhindert sei, verhindert auch dort, wo keine äusseren Schranken sie unmöglich machten, weil es überhaupt an geistiger Regsamkeit fehle. Worauf dieser Mangel letzten Endes zurückzuführen, wird allerdings auch angegeben.

Wir nannten diese drei Einsendungen politische Stimmen. «Stimmungen» wäre vielleicht zutreffender. Sie geben politische Stimmungsbilder. Es kommen mehr Gefühle zum Ausdruck (der Hoffnung, des Missmuts, der Unzufriedenheit), als dass bestimmte politische Gedanken geäußert und verfochten würden.

Wir haben nun den Überblick über die gesamte liberale Presse in ihrem Verhältnis zum Kanton Bern bis zur französischen Juli-revolution.

Der hervorstechendste Zug ist nicht zu übersehen: Spärlichkeit der Notizen aus dem Kanton Bern, die zudem meist bloss informatischen Charakter haben und einer politischen Färbung entbehren. Wo eine solche hervortritt, ist wohl in den meisten Fällen die polemische Feder des Redaktors dafür verantwortlich zu machen, der die Dinge nach Appenzeller- oder auch nach Zürchermanier

beurteilt. Dabei sind die recht zahlreichen Fälle nicht zu übersehen, wo dies in einer für die Berner Regierung durchaus schmeichelhaften Weise geschieht.<sup>115)</sup>

Der zweite hervorstechende Zug, der sich schon aus dem bisher Gesagten ergibt, ist der, dass fast allen diesen Mitteilungen der Charakter von eigentlichen Einsendungen abgeht. Wo sie wirklich nicht nur Informationen, sondern persönliche Meinungsäußerung sind (wie in den im «Schweizerboten» und dem «Schweizerischen Beobachter» besprochenen Fällen), da berühren sie nicht politische Gegenstände. In jenen verschwindend wenigen Fällen, wo wir wirklich von «politischen Stimmen» sprechen dürfen, gebrauchten wir treffender den Ausdruck «Stimmungen»: Sie sind unbestimmter Ausdruck des Missmuts über die bestehenden Zustände im Kanton; nicht politische I d e e n , noch weniger politisches P r o g r a m m .

Dies wird recht eindrücklich klar, wenn wir daneben die Einsendungen stellen, die schon bald nach ihrer ersten Nummer in der «Appenzeller Zeitung» erschienen sind: die Artikel eines Troxler aus Aarau, eines Casimir Pfyffer aus Luzern, eines Bornhauser aus dem Thurgau, eines Baumgartner aus St. Gallen, eines Hess aus Zürich und all der andern, deren Namen weniger bekannt sind, und die alle ausführlich die politischen Verhältnisse und Einrichtungen ihres Kantons diskutierten.

So etwas geschah von Bern aus nicht.

Die Frage stellt sich, was denn nun eigentlich die Berner Regierung veranlasst habe, schon Ende 1829 gegen die «Appenzeller Zeitung» Klage zu erheben, was sie überhaupt diese feindselige und abwehrende Haltung den Zeitungen gegenüber einnehmen liess. Da hatte es ja z. B. der «Schweizerbote», wie ein Berner Leser am 9. April 1829 nach Aarau schrieb,<sup>116)</sup> «in Hinsicht der Sicherheit bei uns im freien Kanton Bern wie die Nachtbuben». Er war wiederholt und immer strenger verboten worden. Durch hohe Abgaben wurde die Einfuhr der übrigen Blätter erschwert.<sup>117)</sup>

Wer nur ein wenig in den liberalen Zeitungen blättert, dem wird dies alles nicht mehr unverständlich sein.

Wenn die «Appenzeller Zeitung» z. B. während des ganzen Jahres 1829 nur vier ganz kurze Notizen aus dem Kanton Bern bringt, die überdies die politischen Verhältnisse dieses Kantons nicht berühren, so sehen wir das Blatt eben doch die Gelegenheit wahrnehmen, in eine ganz allgemeine Bettagsbetrachtung die Frage einzuflechten, «ob ein von der Natur mit Talenten ausgerüsteter und

durch erworbene Kenntnisse tüchtiger Mann sich nicht eben so wohl zum Regieren berufen fühlen und ein eben so grosses Anrecht dazu besitzen sollte, als etwa ein Berner-Aristokrat?»<sup>118)</sup>

Wenn auch keine einzige Einsendung sich mit der bernischen Zensur auseinandersetzte,<sup>119)</sup> so stiessen die bernischen Leser mit ihrer Nase eben doch auf Sätze wie folgende («Aus dem Tagebuche eines Aargauers»)<sup>120)</sup>: «Die Regenten widersetzen sich der Pressfreiheit aus den nämlichen Gründen, wie Freudenmädchen die Strassenbeleuchtung hassen»; oder: «Presszwang ist das geistige Faustrecht der neueren Zeit.» Kein einziger Artikel setzt sich mit der bernischen Verfassung, den bernischen Räten auseinander. Aber in jeder Nummer lesen die Berner Aufsätze aus andern Kantonen, die sich mit d e r e n Verfassung, d e r e n Einrichtungen auseinandersetzen, und sehr grundsätzlich auseinandersetzen.

Und das gleiche ist zu sagen von den andern freisinnigen Zeitungen: der «Neuen Zürcher Zeitung», dem «Schweizerischen Beobachter» und besonders auch vom «Schweizerboten» Zschokkes.

Verschiedentlich hören wir das Erstaunen darüber aussprechen, dass das Verbot des «Schweizerboten» im Kanton Bern mit immer grösserer Strenge gehandhabt werde. «Wir möchten wissen, wodurch der Bothe in letzterer Zeit sich diese Beehrung zugezogen hätte . . .» fragt schon am 17. Juli 1829 der «Schweizerische Beobachter». Am 27. August 1830 geht ein Leser des gleichen Blattes der Sache näher nach und findet, es möge das wohl deshalb geschehen, «weil wegen seiner einfachen Popularität dieses Blatt geeignet ist, unter der niedern und mittlern Volksclasse über das Gebieth der Natur, der Geschichte und der Religion Aufklärung zu verbreiten, so dass nun gerade die Furcht vor dieser Aufklärung die Ursache dieses Verbotes wäre».

Nun hat sich freilich der aufrichtige und wohlerfahrene «Schweizerbote» ja wirklich zu Anfang jedes Jahres immer wieder neu gelobt, «am heiligen Werk öffentlicher Bildung zu arbeiten».<sup>121)</sup> Volksaufklärung, das war das Ziel seiner oft mühsamen Botengänge. «In mancher Schulstube wischte er den Staub von den blindgewordenen Fenstern; in mancher Haushaltung zündete er das erloschene Lämplein an . . .» So belehrt er seine lieben Leute «Über den Zustand der Gerbereien in der Schweiz», die «Mittel zur Vertilgung der Insekten, Wanzen, Ameisen, Erdflöhe, Raupen usw.», Über den «schädlichen Einfluss des Kaffee's auf Gesundheit und Wohlstand des Volks».<sup>122)</sup>

Aber auch «Über die Bildung oder Zusammensetzung des Magistrats in Freistaaten», «Über die Verbesserung der Verfassung im Kanton Luzern», oder die ganz grundsätzliche Frage «Wem steht in Freistaaten das Recht zu, die Verfassung zu ändern; und wie sollte es geübt werden?»<sup>123)</sup>

Solcher Aufklärung gegenüber konnte die Berner Regierung freilich nicht ganz gleichgültig sein.

Die Untersuchung hat ein erstes Wegziel erreicht.

Nachdem ein erstes Durchblättern schon gezeigt hatte, dass sich in den liberalen Zeitungen der zwanziger Jahre (dem «Schweizerboten», der «Neuen Zürcher Zeitung» und dem «Nouvelliste Vaudois») keine politischen Stimmen aus dem Kanton Bern vernehmen lassen, waren sie für die Zeit, die dem Umschwung im Kanton unmittelbar voranging, noch einmal planvoll durchzuarbeiten, wobei auch der am 27. Juni 1828 erstmals erschienene «Schweizerische Beobachter» und die am 5. Juli des gleichen Jahres herausgegebene «Appenzeller Zeitung» in die Untersuchung einzubeziehen waren. Es war, von den Jahren 1828/29 an, das Verhältnis der liberalen Blätter zum Kanton Bern Schritt für Schritt zu verfolgen bis zu dem Augenblick, da sich die ersten eigentlich politischen Stimmen aus Bern vernehmen liessen. Wir erkannten dabei die zweite französische Revolution als bedeutsamen Markstein auf diesem Weg. Was vor ihr aus Bern zu hören ist, tönt anders als nachher. Und nicht nur der Ton wird anders: laut, angriffig, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, wo er vorher nur unbestimmter Ausdruck für ein Gefühl des Missbehagens und der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen war — n a c h der Julirevolution vernehmen wir nun überhaupt erst bestimmte politische Ideen und Forderungen aus dem Kanton Bern. Was vorher zu hören ist, sind nicht mehr als resignierte Seufzer, auch wo sie die Form heftiger Ausbrüche annehmen, wie bei Karl Schnell.

Welches die Bedeutung der liberalen Presse für den Kanton Bern vor der Julirevolution ist, liegt klar vor uns:

Nicht die, als Sprachrohr für festgeprägte politische Ideen und Forderungen zu dienen, die im Kanton selbst nicht ausgesprochen und nicht verfochten werden durften, sondern die, durch ihren Inhalt politisch auf ihn zu wirken, dort, wo erst eine unbestimmte Unzufriedenheit mit dem Bestehenden den neuen Ideen entgegenkam, diese zur Entstehung zu bringen; wo sie sich aber selbst schon unter

irgendwelchen andern Einflüssen gebildet hatten, bewusster zu machen und ihnen bestimmtere Form zu geben.

Die Möglichkeit einer solchen Wirkung bestand aber nicht nur in den Jahren, die dem Umschwung unmittelbar vorangingen, sondern das ganze dritte Jahrzehnt hindurch; wobei der volkstümlichere «Schweizerbote» wohl auf stärkere und vor allem auf breitere Wirkung als die vornehmere «Neue Zürcher Zeitung» und als der welsche «Nouvelliste Vaudois» rechnen konnte. I h n hat die Berner Regierung schon Ende der zwanziger Jahre und in der Folge dann immer erneut verboten.

Dass man um die Wirkung auch der andern Blätter wusste und sie fürchtete, zeigen die Einfuhrerschwerungen für fremde Zeitungen überhaupt, offenbaren Abwehrreflexe wie die vorörtliche Klage gegen die «Appenzeller Zeitung» Ende 1829. Dass diese Zeitungen gleichwohl gelesen wurden, weil sie offenbar einem inneren Bedürfnis entgegenkamen, das die «Neue Schweizer Zeitung» z. B. nicht zu befriedigen vermochte, war ebenfalls zu sehen.

Das Bernervolk oder doch gewisse Kreise in ihm unter der Wirkung der liberalen Presse, ohne in dieser selbst schon laut und vernehmlich die Stimme zu erheben — das ist der Zustand bis weit in den Sommer 1830 hinein.

Die Julirevolution brachte, wie erwähnt, die Wende.

Am 18. August erscheint aus der Feder von Dr. Hans Schnell, Professor in Bern, in der «Neuen Zürcher Zeitung» jener Artikel, in dem, wie die Berner Regierung mit Entrüstung feststellte, «auf eine heimtückische und freche Weise» der Geheime Rat der «Mitwissenschaft von seditiosen Anschlagzedeln» verdächtigt wurde,<sup>124</sup>) welche einen beabsichtigten Antrag auf Anwerbung von tausend aus Frankreich heimkehrenden Bernersöldnern unterstützen sollten. Am 20. August erscheint der gleiche Artikel im «Schweizerischen Beobachter» abgedruckt. Am 21. platzt die «Bombe» Karl Schuells, welche den «Dünkel, den Hochmut und die politische Intolleranz» der Artistokratie auf noch heimtückischere Weise treffen sollte. Der Angriff gegen das Patriziat war vorgetragen.

«Was verlangt man eigentlich?» Im «Schweizerischen Beobachter» vom 3. September hören wir nun zum ersten Male diese Frage auch vom Kanton Bern aus laut und deutlich ausgesprochen. Der Kanton begann politisch zu reden. W i e das geschah, muss für unsere Untersuchung entscheidend sein.

Wir werden nun die neuen politischen Ideen zu hören bekom-



men. Nicht sie selbst werden dabei besonders wichtig sein; aber wie sie motiviert und von wem sie ausgesprochen werden: das muss uns die endgültige Antwort auf die Frage geben, «wie sich im Kanton Bern die Ideen gebildet haben, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten».

Es ist zunächst darauf zu achten, welche Teile des Kantons zuerst zu sprechen begannen, nachdem der Bann gebrochen.

Der Burgdorfer Hans Schnell hatte den Angriff gegen das bestehende System eingeleitet. Sein Artikel über die Schmähschriften führte zu einem Briefwechsel zwischen Bern und Zürich, in welchem die Zürcher Regierung vergebens den Namen des Einsenders zu erfahren suchte; schliesslich, nachdem sie keine Genugtuung erhalten, zum Verbot der «Neuen Zürcher Zeitung» für das ganze Gebiet des Kantons.<sup>125)</sup> An ihre Stelle trat die «Appenzeller Zeitung», «ohne den förmlichen Auftrag dazu abzuwarten».<sup>126)</sup> Ihr hauptsächlichster Berner Korrespondent ist der Burgdorfer Karl Schnell, welcher erster Vorkämpfer gegen das bernische Patriziat wird. Seine liebsten Waffen sind die spottende Ironie und der sarkastische Witz, mit welchen er die Autorität der regierenden Klasse zielbewusst untergräbt, indem er sie der Lächerlichkeit preisgibt.

«Was ein Junker sei»; so beginnt es in der Nummer vom 18. September. Nach Adelung «ein Junge von niederm Adel; auch wohl ein schon Erwachsener, obgleich, wie Adelung sagt, mit einiger Verachtung . . .» Und mit Stich und Hieb geht diese Art Krieg weiter.

Es ist nicht mehr ein Seufzen über dasjenige, was man «nur mit Unmut kauen, nie verdauen, aber auch nicht ändern kann», wie am 29. Mai. «Nicht nachgeben . . . ! Karl X. hat sich auch nicht berichten lassen wollen von den Zeitungsschreibern und der Canaille, und doch lebt er noch! . . .» Doch acht gegeben! «Diese undankbare Rotte scheint mir aber wirklich für die Zukunft gefährlich werden zu können, denn es sind doch zuletzt immer mehr Regierte als Privilegierte, und zwar vielmahl mehr . . .»<sup>127)</sup>

Was man will, das wird nun fordernd ausgesprochen: «. . . hauptsächlich eine erkleckliche Vermehrung der Repräsentation, freie Wahlform und Abschaffung der Zensur . . .»<sup>128)</sup>

Am 23. Oktober kann Karl Schnell von einer Adresse der Burgdorfer berichten, durch welche die Regierung um eine Veränderung der Verfassung ersucht werden solle. «Die weitem Vorfälle soll die Redaktion der Appenzeller Zeitung der Wahrheit getreu erfahren.» Was geschieht —: Man hatte, neben den Zeitungen, neue Mittel

gefunden, politisch zu reden: Adressen, Petitionen, Versammlungen. Burgdorfer Adresse und Burgdorfer Petition<sup>129)</sup> werden durch die liberalen Blätter überall bekannt. Der «Schweizerische Beobachter» druckt beide am 16. November im Wortlaut ab.

Wir sehen, welcher Teil des Kantons zuerst die politische Stimme erhob und Stimmführer blieb:

«Ehre B u r g d o r f, das seine Stimme zuerst für des Volkes heilige Sache erhebt!...», so ruft ein Berner aus dem Bürenamt am 30. Oktober im «Appenzeller» aus.

Das S e e l a n d sollte als nächster Landesteil folgen.

Am 18. August hatte in der «Neuen Zürcher Zeitung», am 20. August im «Appenzeller» der Kampf der Burgdorfer eingesetzt. Am 11. September aber schon ruft ein «Philopatri, citoyen du C. de Berne», der später noch einmal als «hoffnungsvoller Philopatri vom Bielersee» das Wort ergreifen wird, durch den Mund der «Liberté» seinen Mitbürgern zu:

«... Citoyens, votre cause est déjà triomphante;  
Sans armes ni courroux reconquérez vos droits.  
Et vous qui composez une caste insultante,  
Hâtez-vous; rangez-vous sous mes lois.»

Und die Citoyens im Seeland horchten auf. «Das Volk ... ist aus dem Schlummer erwacht ...!» so ertönt es in einem Schreiben vom 26. September, welches die politische Stimmung des Seelandes wiederzugeben behauptete.<sup>130)</sup> Die «Neue Schweizer Zeitung»<sup>131)</sup> aber sah darin «ein Gemälde der Bernischen Regierung und der politischen Stimmung des Landes», das jeden Freund der Ruhe und der Ordnung nicht anders als empören könne. Und in ihrer nächsten Nummer fühlt sich ein Aarberger gedrungen zu bekennen, welches die wahre politische Einstellung des Seeländers sei: «... Er fühlt sich glücklich, zufrieden und ruhig unter seiner Verfassung, die den Bedürfnissen unseres Landes angemessen ist ... Dieses sind die Gedanken, welche die Seeländer in der Fülle ihres Herzens, und wissend, dass es die der Berner grösster Mehrzahl sind, andurch bekennen.»

Die beiden Artikel scheuchten einen ganzen Schwarm neuer Einsendungen auf. Zuerst wendet sich in der «Appenzeller Zeitung» ein anderer Aarberger gegen jene «hochtönende Deklamation über das überschwängliche Glück, welches die regierenden Familien uns aus Gnade geniessen lassen». Wer sich überzeugen wolle, dass die

öffentliche Meinung des Seelandes nicht diejenige des Verfassers sei, der gehe hin und höre.<sup>132)</sup> Und ebenso leidenschaftlich wenden sich im «Schweizerischen Beobachter» vom 2. und 9. November und in einer Nummer der «Appenzeller Zeitung»<sup>133)</sup> seeländische Einsendungen gegen die «Neue Schweizer Zeitung».

Auch aus dem Seeland wird der Ton dann immer bestimmter, ja drohender. Man warte in Biel einstweilen getrost auf die Dinge, die da kommen sollen, heisst es in einem Schreiben vom 22. November.<sup>134)</sup> Sollte man sich aber in billigen Erwartungen getäuscht sehen, «sollten wider alles Vermuthen die, welche an dem veralteten System einer verhassten Familienherrschaft, als an einem alten beliebten Götzen fanatisch hangen, die Oberhand erhalten: dann sähe man sich leider genöthigt alle Mittel zu ergreifen, dieselbe zu stürzen, und möchte man sich wohl mit einer Petition nicht begnügen.»

Später und zögernder als das Emmental und das Seeland stimmte die Hauptstadt in das Crescendo des politischen Konzertes ein.

Im «Beobachter» vom 12. Oktober nimmt ein Berner die Preisaufgabe der theologischen Fakultät «Was nützt es den Pfarrern die Bibel studiert zu haben?»<sup>135)</sup> zum Anlass, um die Rückständigkeit der Hauptstadt zu geisseln. Es könne eine solche Frage nur in einer Stadt aufgeworfen werden, «in welcher noch viel anderes, was in der zivilisierten Welt längst entschieden ist, mit Wort und That bezweifelt oder verneint wird». Doch gleich meldet sich ein anderer Berner Leser des Blattes zu diesem Thema, um die Sucht zu tadeln, bei jeder Gelegenheit «dem Geist und der Regierung von Bern eins anzuhängen».<sup>136)</sup> Erst am 5. November<sup>137)</sup> gelingt es auch Bern, mit dem richtigen Ton einzufallen.

Jene Seeländerstimme vom 26. September, welche das Erwachen des Volkes verkündet hatte, setzte noch «Landmann und Bewohner der kleinen Städte» dem «Bernern» gegenüber. Es musste, wenn nun auch der Stadtberner politisch zu reden begann, sein erstes Anliegen sein, zu zeigen, dass der Gegensatz nicht so zu fassen sei. «Viele meinen», sagt deshalb «Ein Bürger» im Artikel vom 5. November, «das Patriziat und die Bürger der Hauptstadt seyen eines und ebendasselbe, oder es bestehe doch zwischen beyden eine Übereinstimmung der Ansichten und Interessen». Dies sei aber ein grosser Irrtum; und «die Kluft, welche zwischen beyden Klassen befestigt ist», wird dargelegt. Eindringlich mahnt auch ein anderer Stadtberner im gleichen Blatt den Landmann, nicht ferner

die regierenden Familien mit der gesamten Bürgerschaft zu verwechseln, «die ja . . . zur Regierung grossentheils gar nichts zu sagen hat». <sup>138)</sup> Ein «article communiqué» im «Nouvelliste Vaudois» findet sogar, der Bürger der Hauptstadt, der selbst nicht zum Patriziat gehöre, sei noch schlimmer dran als derjenige der Landschaft. <sup>139)</sup>

Das alles hört sich wie ein Plädoyer an, um als ebenbürtiger Kämpfer in eine Bewegung aufgenommen zu werden, die eben von anderen Stellen aus, von andern Kräften getragen, und ohne Bern, bereits in Gang gekommen war. Wir hörten die Landstädte des Emmentales und des Seelandes ja in der Tat als erste die Stimme erheben. Sie schienen auch weiterhin führend zu sein.

Noch später als die Hauptstadt fiel das Oberland in den allgemeinen Chor politischer Stimmen ein, der seit der Julirevolution mit wachsender Stärke aus dem Kanton Bern ertönte. Aber «wenn wir nicht so laut, wie die andern Theile unseres Kantons, uns für eine Veränderung der Verfassung äussern, so muss man doch nicht glauben, dass wir nicht, wie sie, eine solche wünschen», so lässt es sich zum erstenmal, und noch ein wenig schüchtern, im «Appenzeller» vom 24. November auch aus jener Landesgegend vernehmen, aus Thun. Es wird an die Massnahmen erinnert, welche die Regierung im Jahr 1814 gegen das Oberland ergriff. «Wer jener Zeiten eingedenk ist, wird wohl begreifen, dass wir eingeschüchtert sein müssen . . . Die andern Theile des Kantons werden es daher uns Oberländern nicht übelnehmen, wenn wir uns nicht gleich Anfangs dem schönen Werke anschliessen.»

Dann aber wird der Ton auch hier sicherer und selbstbewusster. Und am Ende des Jahres, in der letzten Nummer des «Beobachters», kann ein Schreiben «aus dem Berner Oberland» melden, dass überall, wo man gehe und stehe, Politik beinahe der ausschliessliche Gegenstand der Gespräche sei. «Die vor Kurzem noch ruhigen Bewohner der verschiedenen Thalschaften — auch der Älpler, der lange nach den Julius-Tagen noch harmlos und froh seiner Herde wartete . . . — alle Gemüther sind nun bewegt.»

Eines ist eindrücklich deutlich geworden: Nicht die Hauptstadt war es, die zuerst die Ideen und Forderungen einer neuen Zeit aussprach, nachdem die Julirevolution den Bann gebrochen, sondern das Emmental durch die beiden Burgdorfer Hans und Karl Schnell, und das Seeland. Es sind die Landstädte (mit Namen nennen die Einsendungen: Burgdorf, Büren, Aarberg, Biel, Thun), die auch

fortan als Chorführer den bestimmenden Ton in das politische Konzert tragen.

Diese Erkenntnis aber, die wir hier gewonnen, kann nicht unwichtig für unsere Hauptfrage sein:

Erst wenn wir wissen, wo die neuen Ideen hauptsächlich ausgesprochen, wo sie hauptsächlich gepflegt wurden, und das heisst doch wohl: wo sie entstanden sind, werden wir damit zugleich auch sagen können, wie sie entstanden und wie sie sich gebildet haben mochten.

Wir sahen, in welchen Teilen des Kantons vor allem das geschah. Das Entscheidende muss sich daraus ergeben, welche Teile der Bevölkerung hauptsächlich Träger der neuen Ideen gewesen sind.



### III. Abschnitt

#### 1. TEIL

#### Die Träger der neuen Ideen

*Wie sich die Ideen gebildet haben, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten*

Aus der Art, wie die Ideen vorgetragen, wie die Wünsche begründet wurden, soll diese Erkenntnis gewonnen werden.

Was liess die Gemüter in Gärung und Bewegung geraten, Forderungen erheben und an den Formen des Bestehenden rütteln?

«Wenn die Regierung glaubt, sie wolle die Bürger des Kantons durch Abschaffung des Consumo, Herabsetzung des Stempels, überhaupt mit Verminderung der Abgaben zufrieden stellen, so irrt sie sich gar sehr. Höhere, edlere Interessen sind angeregt . . .», so lesen wir in der «Appenzeller Zeitung» vom 23. Oktober. Nicht um materielle Erleichterungen, nicht um wirtschaftliche Besserstellung also geht es. Zu essen hat man offenbar genug. Aber der Einsender im «Schweizerischen Beobachter» vom 23. November will «nicht nur aus Gnaden einen Boden, wo er seine Kartoffeln pflanzen und essen darf». Man hat ganz offenbar ein recht behagliches Leben geführt. Aber gerade diese sorglose Behaglichkeit erscheint nun als etwas Verächtliches: Es «kann nicht entgehen, dass alle nur einiger Massen aus der blossen physischen Behaglichkeit aufgetauchten und zum Bewusstsein eines höhern Strebens erwachten Gemüther merkbar bewegt sind». <sup>140)</sup> Es ist die gleiche Empfindung, die schon acht Jahre früher ein Ignaz Troxler ausgesprochen: «Kein Volk ist nur zu dem dumpfen, niedern Leben geschaffen, das man gemeiniglich Wohlstand und Ruhe nennt, bloss zu Ackerbau, Viehzucht, Manufaktur, Fabrik, Handel . . .» <sup>141)</sup>

So empfinden nicht Menschen, die ums tägliche Brot bangen und sorgen. Es ist nicht die Bewegung der untersten Schichten, der Besitzlosen, Proleten, die sich auch ein wenig Behaglichkeit erkämpfen möchten. Dass man nicht zu diesen zähle, wird auch immer ausdrücklich betont.

Am 4. Dezember meldet die «Appenzeller Zeitung», dass Herr

Franz Schnell aufs Schloss zitiert worden sei, weil er beschuldigt wurde, das berüchtigte Dekret vom 3. Februar 1798 durch den Druck verbreitet zu haben, «einer unserer angesehensten und begütertesten Kaufleute». Die gleiche Nummer muss leider auch berichten, dass die Herren Meyer und Fromm vor den Verhörer geladen worden seien, unter der Beschuldigung, Exemplare der gedruckten Burgdorferadresse verteilt zu haben, «sehr geachtete und geschätzte Handelsleute». Der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 25. Dezember wird unter Betonung mitgeteilt, dass in Nidau und Gwatt «Versammlungen der angesehensten und begütertesten Landleute» stattgefunden. Dass die Forderungen «von der gebildeten und begüterten Klasse der Staatsangehörigen am lautesten ausgesprochen» würden, wird auch im «Schweizerischen Beobachter» vom 3. September durch einen Einsender besonders hervorgehoben.

Von einer gebildeten Klasse, so wird mit ganz besonderem Nachdruck immer wieder erklärt.

Gegen zwei Seiten hebt man sich ab:

Einmal gegen oben, gegen die Patrizier, die einen «mit Geringschätzung behandeln», ob man «ihnen gleich an Kenntnissen und Talenten weit überlegen» ist. Das ist der Dünkel, den Karl Schnell in einem seiner allerersten Artikel geißelt. Frei von ihm sind nur diejenigen, «die sich nicht vorstellen, als wüssten sie etwas ohne es je gelernt zu haben; die nicht glauben, sie seien schon durch Geburt zu Rathsherren, Appellationsrathen, Amtmännern prädestinirt... Der Dünkel hindert die Ausbildung; der arme Tropf, der von ihm besessen ist, meint er bedürfe keiner Kenntnisse.»<sup>142)</sup>

Doch dieser Dünkel ist ja erklärlich. Im «Gespräch zwischen einem Berner Patrizier und einem jungen Schweizer», in der «Apenzeller Zeitung»,<sup>143)</sup> werden die Untergründe aufgedeckt: «Wo der Mensch... durch seine vermeintliche angeborne Weisheit, durch Prärogative, durch Begünstigung, Nepotismus und Reichtum der höchsten Würden und Stellen gewiss wird — da freilich strebt man nie nach höherer gründlicher Bildung...»

Die Gegner im patrizischen Lager machen sich über dieses Zurschaustellen und Herausstreichen der «Bildung» lustig. Wie etwa in der «Eröffnungsrede der Versammlung des mündigen Volkes zu Quereliquithy», wo die bittere Klage ertönt, wie gering die Männer voll Bildung und Aufklärung geschätzt würden. Dass es aber um diese Bildung nicht ein so harmlos Ding sei, um seine Witze darüber zu machen, dessen werden sie durch den Burgdorfer Anwalt

Schnell belehrt: «Nur Acht gegeben vor der vermaledeiten Philosophie, Aufklärung, Ausbildung und wie die Natternbrut alle heißen mag; diese Exkreme sind wahres Gift für Euere patriarchalische Haushaltung!»<sup>144</sup>) Und der Einsender im «Schweizerischen Beobachter» vom 8. Oktober reibt ihnen um die Nase, was diese Bildung und Aufklärung zu bedeuten habe: «Der Landmann so gut als der Bewohner der kleinen Städte . . . fühlt recht gut, wo Beamte und Behörden hinter dem Bedürfnis der Zeit zurückbleiben...»

So hebt man sich, als die gebildete Klasse, gegen oben, gegen die «Gnädigen Herren» ab, von denen viele «einen Theil ihrer Bildung im Palais-royal in Paris, in den Musicos in Antwerpen und im Stalle erhalten zu haben» scheinen.<sup>145</sup>)

Man tut es aber auch nach unten, gegenüber den unteren Schichten, die ja der Bildung ebenfalls, und in noch viel stärkerem Maße entbehren.

«Es ist ein Erfordernis der Vernunft, dass die Tüchtigsten in der Repräsentation sitzen», so hören wir etwa erklären, wenn von der erstrebten Neuordnung die Rede ist, «und die Verständigern sind auch zweifelsohne besser im Stande, diese auszuwählen als die Ungebildeteren . . .»<sup>146</sup>)

Diese «Ungebildeteren» gehören überhaupt nicht zur Bewegung. Es sei eine Tatsache, so versichert ein Einsender im «Beobachter», der einmal mehr zeigen will, dass es nicht nur ein paar Ehrgeizige und Strudelköpfe seien, welche die Neuerungen wünschten, «dass die ganze Bevölkerung, welche (wird nun aber präzisiert) nicht in die unterste Klasse der Bildung gehört . . . von einer und derselben Ansicht beseelt ist».<sup>147</sup>)

Die Frontstellung nach unten ist oft noch ausgeprägter als die nach oben, der regierenden Klasse gegenüber. Sie zeigt sich in dem ständigen Ruf nach Mäßigung, in der immer wiederholten Beteuerung, dass man Reform, nicht Revolution wolle, in der Verabscheuung der Gewalt. Diese «angesehensten, begütertesten, wohlhabendsten» Männer waren ja in der Tat Leute, die doch noch mehr zu verlieren hatten als nur ihre Ketten wie die Proleten, welchen die alte Ordnung überhaupt nichts gibt, und die nur von einer vollständig revolutionären Änderung aller Zustände eine sofortige Besserung ihrer Lage erhoffen können. Der Einsender im «Schweizerischen Beobachter» vom 19. November aber will zeigen, «wo geholfen werden müsse, ohne dass es eines völligen Umsturzes der bestehenden Ordnung und einer gänzlichen Umkehrung alles Be-

stehenden bedürfte». Jenen Männern, die vom Wert und der Bedeutung der Bildung geradezu besessen waren, musste die Gewalt freilich als verächtliches, ja unnötiges Mittel erscheinen. Denn sie glaubten an die Macht der Idee, die zum Siege führen wird, kraft der ihr innewohnenden Wahrheit. Die proletarische Revolution aber ist der Aufstand der Masse, die an die Macht der Zahl glaubt, und die in ihr summierte physische Gewalt. «Bleiben wir bey dem bisher befolgten ruhigen und festen Gange», so lesen wir dem gegenüber in einer Einsendung an den «Beobachter» vom 20. August, «hüthen wir uns vor jeder Übereilung, mehr noch vor jedem gewaltsamen Schritte».

So hebt man sich von der Masse ab, distanziert sich von ihr. Aber man fürchtet sie auch.

Im «Schweizerischen Beobachter» vom 14. Dezember mahnt ein Einsender von Bern die schweizerischen Zeitungen, doch davon abzusehen, durch nacktes Hinstellen von Hunderten von Wünschen Misstrauen und Unzufriedenheit auch jetzt immer noch zu vermehren, habe man es doch neuerdings in der Nähe gesehen, «wie die Massen, auf die man zu wirken sucht, dann leicht in einem solchen Grade und auf eine solche Weise in Bewegung gerathen, dass sich diejenigen selbst davor entsetzen, die den ersten Anstoss dazu gegeben haben». Es werden dem «Beobachter» selbst gewisse Ausdrücke und Worte verwiesen; sie «predigen Umsturz, und führen nicht zu den ruhigen, wohl zu überlegenden, gesetzlichen Veränderungen, deren wir bedürfen.»<sup>148)</sup>

Gegen oben wie gegen unten wendet man sich also, hebt man sich ab. So empfindet, denkt und handelt eine Mittelschicht.

Die Schicht, welche ein Heinrich Nüscher, der Redaktor des «Beobachters», eben als sein Lesepublikum dachte, «nicht das gemeine Volk, noch die hohen Häupter», wie er erklärte.<sup>149)</sup> Eine Schicht, die sich wohl nach oben und nach unten abgrenzt, aber dann sich selbst als das Volk setzt; wie das etwa im «Appenzeller» vom 24. April geschieht: «Die Volksstimme (wir verstehen darunter nicht die Stimme des unwissenden Haufens) ist dem Aristokratismus keine Gottesstimme.»

«Gegen die Canaille, komme sie von Oben oder von Unten» (Ludwig Schnell), wurde die freiwillige Bürgerwache in Burgdorf organisiert.<sup>150)</sup>

Im Mittelstand suchten und fanden auch die Patrizier ihre Gegner.

Da finden sich zur «gemüthlichen Nachmittags-Unterhaltung im politischen Klubb zum klugen Elephanten»<sup>151)</sup> zusammen:

Bombastus Sperling, «ein verfehlter Arzt und Naturforscher; zu deutsch Philosoph»; Griesgram, «ein unzufriedener Rabulist; Alt-Advokat, . . . jederzeit ein grosser Freund unblutiger Unordnungen, wobei er gewinnen zu können glaubte»; Dürrknoch, «ein aufgebläser Schulmeister»; Schwarzkopf, «Arzt und Neuling in der politischen Welt», der Doktrinär mit den verstiegenen unklaren Theorien, der «da von einem ganz andern höhern Gesichtspunkte» aus geht, der sich «angewöhnt hat, das automatische Treiben der Menschen in seiner Reinheit aufzufassen und die Ichheit des Seyns von der Richtigkeit des Nichtseyns klar zu differenzieren . . .»

—: Es sind die Gebildeten, die Intellektuellen. Ärzte und Juristen vor allem. Doch zum Klub gehören auch die andern Vertreter des Mittelstandes; die Industriellen und Kaufleute: Nathan, «ein Seidenfabrikant»; Abraham Pfeffer, «ein Gewürzkrämer»; Bürger Peregrinus Zuckersüss, dessen «unmassgebliche» Ansicht ist, «dass Handel und Gewerbe nicht floriren können, als durch vollkommene Denk-, Rede- und Pressfreiheit; dass man sich Frankreich anschliessen müsse, weil dort Handelsleute im Ministerrathe sitzen...»

Es sind Männer, die sich auf den Universitäten eine gründliche Bildung geholt haben, ein Fachwissen, das ihnen das Bewusstsein geben konnte, im öffentlichen Leben eine wichtige, ja unentbehrliche Stellung einzunehmen. Rechtskundige wie Karl Schnell und Eduard Blösch; Mediziner, Ärzte wie deren Brüder Hans Schnell und Cäsar Blösch. Es sind Industrielle, die einem grossen Betrieb vorstehen, über Sachen und Menschen frei verfügen; die ihr Organisations- und Verwaltungstalent jeden Tag erneut unter Beweis stellen müssen und unter Beweis stellen und das stolze Bewusstsein solcher Fähigkeit haben. Wie ein Karl Neuhaus zu Biel, der 1820 in die Indienne-Fabrik seines Schwiegervaters eintrat und 1825 sich an der Gründung der Spinnerei beteiligte. Es sind reiche Kaufleute, die durch den Gütertausch, den sie vermitteln, auch zum Bewusstsein gelangen können, eine lebenswichtige Funktion im Lande auszuüben. Wie etwa die «angesehensten und begütertsten», die «geachteten und geschätzten» Handelsleute Schnell, Meyer, Fromm, die wir alle schon mit der bestehenden Ordnung in Konflikt geraten sahen. Es sind aber auch wohlhabende Bauern und



Gewerbetreibende; denn es sind überhaupt all jene, in welchen gehobene Bildung und gehobener Wohlstand das Bewusstsein erwecken konnten, auch im öffentlichen Leben eine ganz besondere, eine ausgezeichnete Stellung einzunehmen. Dass dieses Bewusstsein gerade jetzt so überwältigend auftrat, war nicht zufällig, man wusste damals selbst darum, «jetzt, wo Industrie, Handel und der Besuch höherer Schulanstalten zunimmt» (wie in einer Einsendung an den «Schweizerischen Beobachter» zu lesen ist).<sup>152)</sup>

Das ist das Bild dieses Mittelstandes, wie es sich aus den Einsendungen ergibt; aus dem beleidigten Selbstgefühl nämlich, das sich darin ausspricht. Denn diese Männer leben ja in einer Aristokratie. Das hiesse also: unter einer Herrschaft der Besten. Sie selber aber gehören nicht zu diesen Besten; denn sie sind keine Patrizier. Es konnte nicht ausbleiben, dass man sich mit diesen näher befasste, sich mit ihnen verglich.

Der Patrizier widme sich nicht gerne irgendeinem Erwerbsberuf, stellt dabei ein Einsender im «Beobachter» fest, «mit Ausnahme jedoch des Weinhandels, der Bank-Geschäfte und der Spekulationen in auswärtigen Fonds; sonst achtet er keine andern Erwerbsquellen, als den auswärtigen Kriegsdienst, die Staatsämter und reiche Heirathen».<sup>153)</sup>

Bankgeschäfte, Spekulation, reiche Heiraten!

Wie weit das zutrifft, ist hier belanglos; wichtig ist nur das Empfinden des Einsenders, das da zum Ausdruck kommt. Und wie bedeutungslos erscheint da nun der Patrizier! Bedeutungslos gegenüber dem Mittelstand, der so wichtige Funktionen im Staat ausübt wie die des Arztes, des Rechtskundigen, des Werte schaffenden Industriellen, des Werte vermittelnden Kaufmanns. Fast sieht man ihn ein wenig mit den Augen, wie später der vierte Stand den Bourgeois sah: Man fühlt sich als die eigentlich tätige und schaffende, die den Staat tragende Schicht, während man die bevorzugte Stellung der sogenannten höheren Klasse durch nichts gerechtfertigt sieht. Was hatte denn der Patrizier eigentlich voraus? Nichts «als das Ansehen von Überlegenheit, das er sich zu geben weiss, die Sicherheit, mit der er sich benimmt, und die Gewandtheit, mit welcher er sich nicht zu nahe kommen lässt», so stellt ein Seeländer im «Beobachter» fest.<sup>154)</sup> Sie aber wollen, so lehnt sich Schnell in einem Artikel leidenschaftlich auf, in ihrem Dünkel und Hochmut «ihre eitle Meinung von ihren eingebildeten Vorzügen den übrigen Staatsbürgern auf beleidigende Weise aufdringen».<sup>155)</sup> Auf den Uni-

versitäten hat man sich eine umfassende Bildung geholt, die jenen mangelt. Sie aber wollen einem vorschreiben, was man lesen solle, und man muss sie bitten, dass «diese geistige Speise doch nicht so jämmerlich karg zugemessen werde».<sup>156)</sup> Sie wollen aber auch vorschreiben, was man schreiben solle, und verweigern die Pressefreiheit. Wegen des Missbrauchs, der damit getrieben werden könnte, wird erklärt. «Sagt mir doch, ihr lieben Leute», so fragt ein Einsender im «Schweizerischen Beobachter» vom 23. November, «wie macht ihr's mit euren kleinen Kindern, um sie laufen zu lehren? Lassen wir sie gehen, meint ihr, so fallen sie auf die Nase und es setzt Beulen ab: dagegen hilft nun freylich das Gängelband; aber möchtet ihr einen sechsjährigen Buben immer noch gängeln oder gar einen zwölfjährigen Bengel? So habe ich es wenigstens nicht gemacht mit meinen Burschen . . . Freylich hat's ein paar Mal Beulen abgesetzt . . . item, die Bursche lernten laufen und sind Gottlob wohlauf.»

Man ist m ü n d i g , man ist m a j o r e n n :

Das ist der Grundton aller dieser Stimmen aus dem Kanton Bern. Nicht nur der Einsender im «Beobachter» vom 27. August, sie alle wenden sich gegen «die vielen kleinen Herren in einem grossen Staat», welche «Leute, die seit den Ereignissen von 1798 mehr als m a j o r e n n geworden sind, noch wie kleine Kinder leiten wollen . . .» Ein freier Schweizer sei «ein Mann, der die Ordnung liebt, sich aber seiner M ü n d i g k e i t freut».

«Man verlangt Emanzipation!» Karl Schnell spricht es fordernd in der «Appenzeller Zeitung» aus.<sup>157)</sup>

So bilden sich, aus dem gesteigerten Bewusstsein einer Klasse von ihrer eigenen Bedeutung im Staat und dem gehobenen Selbstgefühl, das sich an Schranken stösst, die neuen Ideen.

Pressefreiheit! Da man mündig ist.<sup>158)</sup>

Gleichheit der politischen Rechte! Da man den jetzt Regierenden an innerem Wert zum mindesten gleich.

Wenigstens «eine erkleckliche Vermehrung der Repräsentation»!<sup>159)</sup> Diese Männer, denen Talent, Tüchtigkeit und Energie die schwierigsten und anspruchsvollsten Berufe öffnen, können es nicht länger ertragen, dass «ein Handwerk, eine Profession» noch starr «in altem Zunft- und Innungszwang» fortbestehe, wie der «Appenzeller Zeitung» vom 27. November geschrieben wird; das «Regierungs-Handwerk» nämlich. Ein gesteigertes Leben in Indu-

strie, Handel, Wissenschaft haben Betätigungsdrang und Unternehmungslust geweckt. «Das Volk . . . fühlt Bedürfnisse, die es nicht befriedigen, Kräfte, die es nicht entwickeln kann . . .», ruft ein Einsender im «Beobachter» aus.<sup>160)</sup> Soziale und politische Schranken stehen hindernd im Weg. «Schon die blosse Existenz solcher Formen und eines solchen Zustandes», heisst es in einer anderen Einsendung, «abgesehen von all seinen Wirkungen . . . ist für Jeden, der nur einiger Massen die Würde des Bürgers und den Werth der Freyheit des Handelns fühlt, ein unausstehlicher Druck».<sup>161)</sup>

Wie haben diese Männer ihre Forderungen nun rechtlich zu begründen versucht? Dass eine solche Rechtfertigung versucht würde, war natürlich. Die Art, wie das geschah, muss die entscheidenden Züge des Bildes von Entstehung und Formung der neuen Ideen noch schärfer hervortreten lassen.

Da wird etwa gefordert, «dass dem Volk die einst im Drange der Ereignisse von 1814 entzogenen Rechte gegönnt werden möchten».<sup>162)</sup> Man geht aber noch weiter zurück, um die Rechtstitel zu holen. Im Nachläufer Nummer 2 der «Appenzeller Zeitung»<sup>163)</sup> lässt Karl Schnell das bekannte Manifest vom 3. Februar 1798 abdrucken, nach welchem sich «Schultheiss Klein und Grosse Räte... nach feierlicher Abschwörung eines theuren Eides zu Gott dem Allmächtigen . . . frei und ungedrungen entschlossen haben . . . dass jeder Staatsbürger das Recht habe, zu allen Stellen der Regierung und Verwaltung des Staats zu gelangen, und dass die Repräsentation des Volkes durch selbstgewählte Repräsentanten als Grundlage dieser Verfassung festgesetzt sein solle . . .» Auf die Erfüllung dieser Verheissung warte man gegenwärtig noch wie die Juden auf den Messias, fügt Schnell hinzu. Auch der Einsender im «Beobachter» vom 23. November, der «eine gerechtere Repräsentation» fordert, weist auf das Dekret hin: Es werde «übrigens» nichts verlangt, als was ausdrücklich in jener Proklamation bereits zugestanden worden sei. Aber eben: «übrigens». Ein beinahe zufälliges Zusammentreffen, im Grunde belanglos; so ist der Ton.

Es bleiben dies denn auch die einzigen Fälle, wo aus der Geschichte Recht geschöpft wird, aus einem historischen Rechtsakt der Gnädigen Herren. Solches Recht konnte ja in jedem Fall nur ein Gnadenakt sein. Und auch das schien dem gesteigerten Selbstbewusstsein dieser Klasse nun unerträglich. «Keine Gnade, wo von Rechten die Rede ist!» so tönt es am 3. November aus der «Appenzeller Zeitung», und immer wieder. Das Recht und die Gerechtigkeit im gros-

sen stünden auf dem Spiel, eifert in einem seiner leidenschaftlichen Ausbrüche Schnell.<sup>164)</sup>

Doch was ist das nun für ein Recht?

Das Recht der regierenden Klasse hat man durchgetan: «Glaubt es doch, ihr Regenten, das Volk wird sich nicht abpeisen lassen mit einigen schalen Concessionen, wozu ihr kein Recht habt», so ruft Schnell ihr zu.<sup>165)</sup> Wo wird das eigene Recht geschöpft?

In einer Einsendung, in welcher das Petitionsrecht verlangt wird,<sup>166)</sup> finden wir wieder den Hinweis auf eine Proklamation des Jahres 1798, durch welche dieses Recht, das man verlange, «eigentlich bereits zugestanden» sei. Im «Schweizerboten» findet sich aber noch eine andere Begründung dieses Anspruchs: «Die menschliche Natur lässt sich das Recht des Seufzers nicht nehmen.»<sup>167)</sup>

Die menschliche Natur:

das ist die Rechtsquelle, die in diesen Einsendungen angerufen wird. Das natürliche Recht wird neben, wird an Stelle des historischen Rechts gesetzt.

«Das Bernervolk kennt seine natürlichen Rechte!» ruft Schnell den Privilegierten zu.<sup>168)</sup> Von «unentäusserlichen», von «ewigen» Rechten ist die Rede.

Seit der Aufklärung war diese Rechtsherleitung ja nicht mehr ungewöhnlich. Und doch war diese Idee des natürlichen Rechts, mit welcher die Bastionen des Bestehenden und geschichtlich Gewordenen nun wiederum, im 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, gestürmt wurden, nicht etwas bloss äusserlich Übernommenes, als eine Waffe, die schon einmal gute Dienste geleistet hatte. Sie hat sich auch jetzt und auch in dieser Klasse wieder «bilden» müssen, damit sie zur Waffe werden konnte und nicht nur dürre Begriff blieb. Wir sahen, wie das geschah.

Eine Klasse, die zu Bedeutung und gesteigertem Bewusstsein aufgestiegen, möchte nun auch die ihrer Bedeutung gemäße Stellung im Staat einnehmen. Diesem natürlichen Wunsche steht aber das aus der Geschichte, aus der Vergangenheit hergeleitete Recht entgegen. Ständischem Denken unantastbares Recht! Denn der Stand selbst ist ein geschichtlich Gewordenes, und jeder Einzelne in ihm leitet seine besondere Stellung aus Geburt und Vergangenheit her. Die Männer jener Mittelklasse aber, die wir kennenlernten, haben die Stellung, die sie einnehmen, erst selbst erobern

müssen, durch Tüchtigkeit und Fleiss und einen zielbewussten Willen. Sie waren ganz auf sich selbst gestellt. Sie wurden, was sie sind, ganz aus sich selbst. Diese Industriellen, Kaufleute, Intellektuellen und reichgewordenen Bauern werden notwendigerweise Individualisten sein.<sup>169)</sup> Sie werden notwendigerweise von sich aus denken, und von der Gegenwart aus; denn nicht früheren Jahrhunderten verdanken sie ihre besondere Stellung, sondern nur sich selbst. Mit einem geschichtlichen Recht werden sie nicht viel anfangen können. Und wenn sie es als ein historisches Faktum hinnehmen, dann werden sie mit Zschokke sagen: «Es gibt ein doppeltes Recht. Das eine steigt aus dem Vertrag der Todten; das andere aus dem Bedarf der Lebendigen. Über beide geht, beide zermalmend, die eiserne Naturnothwendigkeit ihren ewigen Weg. Die solches verachten, wissen nicht, mit welchem Jahrhundert sie zu thun haben.»<sup>170)</sup>

Doch auch die Patrizier wussten darum.

Gerade einem Schultheiss Fischer war das Weltanschauliche dieses Kampfes in hohem Maße bewusst. Er sah die beiden Ideen des natürlichen und des geschichtlichen Rechts als die treibenden Kräfte dieses Kampfes, und wusste, dass dieser nicht erst im Jahre 1830 begann, von einigen Ehrgeizigen, welche die Julirevolution dazu ermuntert hatte, vom Zaun gebrochen. «Toute cette affaire ne date pas de cet été», heisst es in einem seiner Briefe vom Dezember jenes Jahres.<sup>171)</sup> Immer wieder war er während der zwanziger Jahre dagegen aufgetreten, wenn seine Standesgenossen, der «Mode des Zentralisierens» huldigend, das historische Recht anzutasten wagten, weil er wusste, dass es das Fundament ihres Standes und Staates war.<sup>172)</sup> Noch am 16. Dezember des Jahres 1830 hat er sich erfolgreich gegen gleichmachende Neuerungen für die althergebrachten Rechte von Oberhasli und Saanen eingesetzt. Von Professor Samuel Schnell aber, der von 1820—1830 die Vereinheitlichung des bernischen Zivilrechtes durchführte, schrieb er an einen Freund: «Niemand hat beharrlicher und erfolgreicher an unserm Verderben gearbeitet; unsere Nachkommen werden sich darüber verwundern, wie leicht wir ihm in die Falle gegangen sind, und sie werden es teuer büssen . . .»<sup>173)</sup>

Dass die Idee, welche hier als der eigentliche Widersacher und Todfeind des alten Staates erscheint, die Idee des natürlichen, des aus der menschlichen Vernunft abgeleiteten Rechts schon durch frühere Jahrhunderte gebildet worden ist, wurde schon erwähnt.



### A u f k l ä r u n g u n d R e v o l u t i o n

bilden den gewaltigen Hintergrund auch der Bewegung im Kanton Bern. Jene Männer, die wir aus den Einsendungen kennenlernten, wussten, wo sie die Begriffe fanden, die das eigengewachsene Gefühl des Unbehagens und das gesteigerte und verletzte Selbstgefühl zur politischen Idee erhoben; und sie wussten, wo das eigengewachsene Sehnen nach Änderung dieses Zustandes seine rechtliche Sanktionierung fand. «Natürlich werden diese Herren ihren Unterthanen weder Rousseau noch Voltaire zum Lesen anempfehlen, das versteht sich», schreibt Karl Schnell in der «Appenzeller Zeitung». <sup>174)</sup> Die meisten haben die teilweise Verwirklichung dieser Ideen selbst erlebt; in der Helvetik, in der Mediation. Viele haben die Gleichheit der politischen Rechte tatsächlich genossen: Durch die Umwandlung von 1814 hätten «viele gelehrte, erprobte und einsichtsvolle und echt vaterländisch gesinnte Männer» aus den Grossen und Kleinen Räten austreten müssen, heisst es in einer Einsendung im «Schweizerboten». «Es schmerzte, kann es vergessen werden?» <sup>175)</sup> Die Französische Revolution, die Ideen der Aufklärung sind nicht vergessen. Pressefreiheit, Volkssouveränität, Gleichheit der Rechte, diese Ideen, die 1830 als Forderungen auch im Kanton Bern ausgesprochen wurden, sie sind nichts Neues, das sich im Lauf der zwanziger Jahre erst gebildet hätte.

Und doch bleibt es sinnvoll, von einer Bildung dieser Ideen während der zwanziger Jahre zu reden. Denn aus einem eigenen Erlebnis heraus wurden sie aufgenommen und verarbeitet und schliesslich zu Forderungen geformt. Aus dem Geist der Einsendungen heraus wurde versucht, dies innere Erleben jener Männer der Mittelklasse darzustellen. Es ist das Erste und Wichtigste. Es hat jene schon geprägten Ideen aufgesogen, um sich in ihnen auszudrücken. Es ist ihr Blut und Leben.

Dass die Vergangenheit: Aufklärung, Revolution, Helvetik, Mediation, dass also jene Ideen selbst dieses Erleben wiederum genährt hatten, ist selbstverständlich und sei nicht übergangen. Aber diese Überlieferungen und Erinnerungen machen doch eben nur einen Teil dieses Erlebens aus, das noch sehr viel anderes mitumfasst. Wie dasjenige etwa, was sich in der Einsendung jenes bernischen Geistlichen ausspricht, der in bitteren Worten sich über die «Einsetzung und Absetzung durch Cabinets-Ordre», über die «Hervorziehung von Niederträchtigen vor Würdigen» beklagt. <sup>176)</sup> Das hat mit den erhabenen Ideen der Aufklärung, ihrer Idee der Gleich-

heit etwa, unmittelbar gewiss nichts zu tun; ist aber der Grund dafür, dass dieser Mann nun in den allgemeinen Ruf nach Gleichheit miteinstimmt.

Den Hauptstrom jedoch in jenem Erleben, das dann in den Ideen und Forderungen von Freiheit, Gleichheit, Volksherrschaft seinen Ausdruck fand, wird man nie aus den Augen verlieren: das gesteigerte Selbstgefühl einer Klasse, die, als Industrie, Handel und Bildung zu den bestimmenden Mächten der Zeit wurden, zu ganz besonderer Bedeutung aufstieg.

Wir sahen schon früher, wie dieser neue Geist zuerst in den Landstädtchen sich bemerkbar machte. In ihnen wehte ein neuer, frischer Wind, den die Hauptstadt erst schwach zu verspüren schien. Interessant sind in dieser Beziehung die Selbstschilderungen der Stadtberner.

Da hebt der eine als besonderen Charakterzug der nicht-patrischen Bevölkerung «Befangenheit in ihren Gewerben, Vergnügungen und Sorgen, nebst einer Dosis spiessbürgerlicher Bequemlichkeit» hervor.<sup>177)</sup> Man macht mit, weil die Dinge nun einmal in Bewegung geraten sind und man doch immerhin davon profitieren kann. Aber selbst eine solche «Revolution» anzufangen — «da sind wir alle viel zu ruhige und ordentliche Leute, als dass es weiter dann zum Kannegiessern beym Schöppli oder etwa, wenn Einer des leidigen Stempelpapiers viel brauchte, zu einem: ‚der Stempel ist doch hagelstheuer!‘ käme — höchstens mit einem kräftigen Faustschlage — auf den Tisch begleitet.» So bekennt ein anderer.<sup>178)</sup>

Ein dritter Einsender nimmt die ganze Bürgerschaft unter die Lupe.<sup>179)</sup> Er unterscheidet darin, neben den Patriziern, drei Klassen: Erstens die Klasse der Reichen. Die hängen und drängen sich wie die Kletten an die Patrizier. Zweitens die Klasse, die sich hauptsächlich aus dem Handelsstand rekrutiert. Sie zeichnet sich aus durch ein Gemisch von Derbheit und «Sanskülotisme», von Kriecherei und Servilität. Es sind die sogenannten Gutgesinnten. Drittens endlich die Klasse, der fortschrittliche Ideen nicht fremd sind. Sie ist «Feind aller Gesetzlosigkeit und Anarchie, aber ebenso sehr auch jeder Willkühr und Tyranney». Der Verfasser nennt sie «die Stillen im Lande». Sie leben «in ihrer Zurückgezogenheit ihr stilles Leben fort, philosophisch beobachtend das Treiben und Reiben dieser Welt, die rasch auf einander folgenden Ereignisse, das ruhige Fortschreiten des Zeitgeistes...» Aus alle dem, schliesst die pessimistische Betrachtung, ergebe sich «das beruhigende Resultat, dass

die Regierung von der hiesigen alten Bürgerschaft am allerwenigsten etwas zu befürchten hat».

Diese Stimmen weisen doch auch ihrerseits darauf hin, dass der neue Geist nicht in den Mauern der Stadt Bern zunächst zu suchen sei. Eine frühere Untersuchung schon führte in die kleinen Landstädte. Von d i e s e n spricht denn auch der «Schweizerbote», wenn er in den zwanziger Jahren von den Zeichen eines neuen Geistes aus dem Kanton Bern berichten kann.

«Aufstreben der Stadt Thun», heisst ein Artikel vom 29. Mai 1828. Es zeige sich in dieser alten, gewerbefleißigen Stadt, die bisher ihren vorzüglichen Ruhm nur der ausserordentlichen Anmut ihrer Lage am See verdankt habe, «ein Erwachen und Emporstreben zum Bessern». Man spreche von der Gründung einer höheren Bürger- und Gewerbeschule, von der Stiftung eines bürgerlichen Erziehungs- oder Waisenhauses.

Von einer andern Landstadt aber ist vor allem und immer wieder die Rede.

«Beispiel gemeinnützigen und grossen Sinnes einer kleinen Stadt» lesen wir als Überschrift in einer Nummer des Jahres 1825.<sup>180)</sup>

B u r g d o r f ist gemeint.

Von ihr ist auch im nächsten Jahr in einem Artikel die Rede:

«Zu Burgdorf, im Kanton Bern, wo so manches Gute froh gedeiht . . .» gedeihe auch der Gesang.<sup>181)</sup> Ein längerer Bericht ist der Stadt 1828 in der Nummer vom 13. März gewidmet. Im Oberamt Burgdorf rege sich nunmehr der Wunsch, bei Anlass des Reformationsfestes eine Sekundarschule für den ganzen Bezirk zu errichten. «Wo könnte auch dieses leichter und eher geschehen, als hier?» bemerkt der «Bote» dazu. Es schien sich der Geist einer neuen Zeit in dieser kleinen Munizipalstadt besonders früh und kräftig geltend zu machen.

Schon 1826 hat ein Burgdorfer, wie aus einer Einsendung im «Schweizerboten» zu sehen,<sup>182)</sup> diesen neuen Geist zu erklären und darzustellen versucht. Er nennt ihn B u r g d o r f g e i s t und unterscheidet ihn nach zwei Richtungen:

Nach oben, gegen den B u r g g e i s t. Von diesem sind «unsere Junker, deren wir keine eigentlichen haben, besessen. Sie jammern übers gesunkene Regiment und verlorene Herrlichkeit».

Nach unten, gegen den D o r f g e i s t. Von ihm sind die niederen Schichten beherrscht, die «nach Bildung, Sitten, Gebräuchen

und Heirathen den Dorfleuten beizuzählen». Ihnen geht es nur um materielles Wohlsein, ein behagliches Leben: «... deswegen hoffen sie, in Verwünschung der Gegenwart, auf ein gewisses tausendjähriges Reich, wo man mit gebratenen Tauben, die einem in den Mund fliegen, kommunizieren werde...» Ein höheres geistiges Leben, Bildung, kennen sie nicht: «... Das gemeine Erdreich und die Bürgerklaffer ziehen sie den Schulen vor...» Sie sind nichts als Masse: «... Sie zeichnen sich weiter nicht aus, als durch die Anzahl...» Ihr einzig Argument und Mittel ist die Gewalt: «... und führen in der Fahne einen Spiess.»

Der Geist einer neuen Zeit aber, gegenüber Dorfgeist und Burggeist, ist der *Burgdorfgeist*. Diejenigen, in welchen er wirksam ist, die «jammern weniger über die Gegenwart als über die Gegenwärtigen, die sich helfen könnten, ohne zu wollen; sie halten nichts auf Herrschaft, sondern auf Schaffen; nicht viel auf dem guten Alten, sondern auf gut Verwalten; erwarten das Heil nicht von fremder, sondern von eigener Hilfe, sagend: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“»

Das ganze auf Bildung, Tüchtigkeit und eigene Leistung gegründete Selbstgefühl des aufgestiegenen Mittelstandes spricht sich hier schon aus, das, eingeengt und gekränkt durch die Formen des bestehenden Staates, jene Ideen von Freiheit, Emanzipation und Gleichheit formen sollte, die dann, zu Beginn des 4. Jahrzehnts, in den liberalen Blättern zum ersten Male fordernd ausgesprochen wurden.

## II. THEIL

### Das « Volk »

*Und noch einmal:*

*Wie sich die Ideen gebildet haben, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten*

Wir sahen diese Ideen wachsen und sich bilden aus dem Selbstgefühl eines Mittelstandes heraus, der eben in ganz Europa zu neuer, ungeahnter Bedeutung aufzusteigen begann; denn das Jahrhundert der Wissenschaft, des Handels und der Industrie: der Bourgeoisie, war angebrochen. Eines Mittelstandes, der nun auch in der Schweiz, auch im Kanton Bern, sich mündig fühlte, jede Bevogtung als unerträglich empfand, sein Leben und Schicksal selbst bestimmen

wollte, souverän, das heisst uneingeschränkt und überall: nicht nur in der engeren privaten Sphäre, auch im Staat. Als letzter, gültigster Ausdruck ihres Strebens erschien diesen Männern die Idee der Volkssouveränität, welche Aufklärung und Revolution einst in die Welt geworfen.

Die Verfassung von 1831 hat diese Idee verwirklicht und auch im Kanton Bern die Volksherrschaft begründet.

Aus den Lebensverhältnissen und dem Erlebnis von Männern dieses gehobenen Mittelstandes wurden jene Ideen von Freiheit und Gleichheit und von der Volkssouveränität hergeleitet; sie allein hörten wir diese Ideen auch aussprechen und als Forderungen formulieren. Diese «begütertesten», «gebildetsten», «wohlhabendsten» Männer aber bilden doch nur eine dünne Schicht im Volk; und der andern sind sicher mehr, «und zwar vielmal mehr», um ein Wort anzuwenden, das Schnell den Patriziern gegenüber brauchte. Wie konnten diese Ideen einer verschwindenden Minderheit zum Durchbruch einer «Volks»-Herrschaft führen?

Es ist zunächst festzuhalten, dass jene Männer selbst sich nicht als blosse Schicht, als eine Klasse des Volkes fühlten. Das Gefühl ihrer eigenen Würde und ihres Rechts auf Selbstbestimmung liess sie nicht einfach nur die Forderung nach Eintritt ihrer Klasse in den Staat erheben, sondern führte sie weiter zur Idee und Forderung von der Souveränität des Volkes. Sie empfanden gewiss und betonten sogar den Abstand gegenüber den unteren Schichten. Aber «die Stimme des unwissenden Haufens» war ihnen eben nicht Volksstimme, wie einer von ihnen in der «Appenzeller Zeitung» sagte. Sie selbst aber fühlten, sprachen, handelten als das Volk.

Es war dies natürlich ein schwacher Punkt in ihrer Position, der dem Gegner nicht entgehen konnte. So muss sich denn in einer Kampfbroschüre<sup>183</sup>) aus patrizischem Lager der wohlgelehrte Schulmeister Eulogius Spatzeng'sang im Affenmoos vom wohlerfahrenen G'richtsäss Wackerbart zu Biederhaus vorwerfen lassen: «Gehören etwa nur Advokaten, Wirthe und reiche Bauern zum Volk? Ihr klagt, dass die Herren so hochmüthig seyen, und alle Herrschaft an sich gerissen hätten, und dass in einer wahren Republik kein Unterschied der Stände gelten solle; jetzt scheint Ihr ja selbst einen solchen Unterscheid zwischen dem sogenannten Gebildeten und dem gemeinen Mann einführen zu wollen. So aber meynen wirs noch nicht, Nachbar Schulmeister . . .» Und dieser stolze Mittelstand musste sich natürlich immer wieder sagen lassen, wofür man



ihn hielt: nicht für das Volk, sondern für «einige wenige Unruhige, von Ehrgeiz und Eifersucht im Herzen, und phantastischen Gedanken und gelehrtem Krimskrams in den Köpfen...» wie Eulogius Spatzeng'sang gekränkt vernehmen muss. «Hetzer» und «Aufwiegler»! so tönt's aus anderen Blättern.

Angesichts solch schwerer Angriffe haben es nun die Liberalen freilich nicht unterlassen, ausdrücklich im Namen des g e s a m t e n Volkes zu sprechen, vor allem natürlich, wenn sie sich mit Betonung an dieses selbst wandten.

Du hast, «Volk! von dir selbst und ohne Leiter» den herrschenden Geist «schon vor langem als einen herrlichen Geist erkannt und erfasst», ruft Karl Schnell ihm zu. «Du hast dich längst entschieden gehabt, das weiss ich, mein Volk!» — «Aber Schweigen hatte damals noch seine Zeit.»<sup>184)</sup>

Ob das «Volk» wirklich schon in diesem Sinn entschieden gehabt, bleibe vorläufig dahingestellt. Fest steht, was jene führenden Männer selbst, offen oder ungewollt, immer wieder bezeugen: d a s S c h w e i g e n d e s « V o l k e s », auch dann noch, als jene längst schon zu sprechen begonnen.

Einer schildert dieses «Volk», wie er es an der Martinimesse, Ende November, gesehen, in einer Einsendung an die «Neue Zürcher Zeitung»: «Ein gewiss sehr ruhiges und gutmüthiges Volk, dem an Revolutioniren nicht ein Gedanke kommt.»<sup>185)</sup> Das Memorial von Burgdorf, vom 18. Dezember, sieht sich ebenfalls genötigt, kurz auf diese seltsame Ruhe des Bernervolkes einzugehen, die so gross war, «dass selbst die dem Volk zunächststehenden Beamten wädhnten, jene Wünsche, jene Hoffnungen seyen weiter nichts als das Hirngespinnst einiger Missvergnügten...»<sup>186)</sup> Nach Meinung der Liberalen natürlich eine trügerische Ruhe, unter der sich die Gärung nur mühsam verbarg.

Es scheint aber, bis zur Julirevolution wenigstens, doch mehr die Ruhe eines trägen Schlafes gewesen zu sein, wie sie selbst wieder bekennen. «Es that wirklich Noth in unserm Kanton, wo das politische Leben fast ganz erstorben war, aufzurütteln und, mit Zschokke zu sprechen: ‚die schlummernde Schöne zu wecken!‘» so vernehmen wir aus dem «Beobachter» vom 19. November.

Aufzurütteln! Man spürt den ganzen Nachdruck auf diesem Wort. Denn es scheint eine träge Masse zu sein.

«Au total le public prend peu de part à ces événements», klagt noch in der Nummer vom 2. November ein Einsender im «Nouvel-

liste Vaudois». Das sei ja auch begreiflich; das einzige Blatt des Kantons, die «Neue Schweizer Zeitung», schweige sich wohlweislich darüber aus. Deshalb auch in der Nummer vom 9. November die Klage: «On regrette que la seule feuille qui se publie dans le Canton se taise sur ce qui le touche de si près . . .» (Es handelte sich um die Eingabe der Burgdorfer, welche die «Neue Schweizer Zeitung» mit Schweigen übergang). Der Mangel eines eigenen Blattes wird lebhaft empfunden und das Bedauern darüber immer wieder ausgedrückt.<sup>187)</sup> «L'opinion publique a peine à prendre de la consistance, faute d'organe régulier . . .» heisst es am 16. November in einem Artikel aus Bern; «. . . cependant elle marche», fügt der Einsender hinzu.

Aber eben: dieses aus seiner Ruhe nun wirklich aufgeschreckte und aufgerüttelte «Volk» scheint keineswegs sofort und mit Sicherheit zu wissen, wohin es denn jetzt marschieren solle; obwohl es sich, nach Karl Schnell, dazu doch längst entschieden haben sollte.

«L'absence d'un journal où les citoyens bien intentionnés puissent échanger leurs idées sur les affaires communes, est vivement sentie . . .» klingt in der Nummer vom 19. November das alte Lied. «Une publicité franche et entière . . . contribuerait sans doute infiniment à éclairer sur leurs véritables intérêts des hommes qui se laissent trop aisément égarer faute de bien connaître l'état des choses.»

Es schien also angebracht, das «Volk», das selbst und ohne fremde Führer den herrschenden Geist erkannt hatte, auf seine wahren Interessen aufmerksam zu machen.

Wenn wir all diese Einsender hören: es macht nicht den Eindruck von Volkstribunen, die dem, was das Volk selber fühlte und wollte, nur beredten Ausdruck geben. Es erscheint eher wie ein beginnendes Ringen um die Seele des Volkes, die nun aus ihrer Alltagsruhe aufgeschreckt worden ist.

Wir können sehen, wie von zwei Seiten her versucht wird, auf sie einzuwirken.

Einmal von seiten der liberalen Schicht. Die entscheidenden Aktionen von Burgdorf, dem Brennpunkt der Bewegung, werden durch sie überall bekannt gemacht, indem sie die Adresse des Burgdorfer Stadtrates vom 15. Oktober, in welcher eine Aenderung der Verfassung verlangt wird, und die Anfrage, wie das Volk der Regierung seine Wünsche äussern könne, vervielfältigen lässt. In zahllosen Abschriften und Steindrucken werden Adresse und An-

frage durch reisende Handelsleute im ganzen Kanton verbreitet.<sup>188)</sup> Für die Verbreitung der fremden Zeitungen, in denen allein die politischen Ideen dargelegt werden können, wird eifrig gesorgt.<sup>189)</sup>

Auf der andern Seite versucht aber auch die Regierung auf das «Volk» einzuwirken. Einmal rein negativ, indem sie die liberale Beeinflussung auszuschalten sucht. Den «Schweizerboten» hatte sie schon längst verboten. Am 22. September folgt das Verbot der «Neuen Zürcher Zeitung»; genau zwei Monate später das der «Appenzeller Zeitung».

Doch damit durfte sie sich nicht mehr begnügen. Ende November bekommt die «Neue Schweizer Zeitung» eine neue Redaktion. In der Nummer vom 30. November stellt sie sich vor: «Die vorige Redaktion dieses Blattes hatte sich darauf beschränkt, dem Publikum die Zeitereignisse unverfälscht und ohne Commentar mitzutheilen und ohne dem Leser vorzuschreiben, ob er das Schwarze für weiss, oder das Weisse für schwarz ansehen solle, das schien aber gar nicht liberal, und der Eine behauptete, diese Zeitung sey weder kalt noch warm, der Andere sie habe keine Farbe. Die neue Redaktion wird sich bemühen, dem Blatte Wärme und Farbe zu geben, die aber jene Kritikaster schwerlich befriedigen wird, besonders die nicht die an der s. v. Kothfarbe des Appenzellers Geschmack finden.»

Nun dringt es vielstimmig von beiden Seiten aufs «Volk» ein. Aber es sind im Grunde immer die gleichen Stimmen. Die gleichen, welche schon aus den allerersten Einsendungen aus Bern zu hören waren: die Stimme jener dünnen Mittelschicht. Und von der andern Seite nun der stets gleiche Ton des Regierungsblattes, das sich bemüht, dem «revolutionären Unwesen» zu begegnen. Die Stimme des «Volkes» selbst vernehmen wir nicht.

Die Möglichkeit dazu wurde nun aber geschaffen, als die Regierung sich gezwungen sah, das Dekret vom 6. Dezember zu erlassen. Durch dieses wurde eine Standeskommission von elf Mitgliedern eingesetzt, welche die Wünsche des Volkes entgegenzunehmen hatte, die dann Grundlage einer vorzunehmenden Verfassungsänderung bilden sollten. Dem ganzen Volk war so Gelegenheit geboten, seine Stimme zu erheben und selbst zu sagen, was es dachte und wollte.

Aber was nun z u n ä c h s t festzustellen, das ist wiederum jenes Ringen ums Volk, das sich jetzt verstärkt und immer steigert.

Von Burgdorf aus scheint eine für damalige Verhältnisse wirklich ungewohnte Agitation entfaltet worden zu sein. Sie spiegelt sich

in den Eingaben wieder. Das «Burgdorferblättchen», in welchem Karl Schnell die Ideen und Forderungen der Liberalen, wie wir sie schon aus den Einsendungen in den Zeitungen kennenlernten, in 18 Punkten zusammenfasste, spukt auf irgendeine Weise in fast allen den Petitionen und zeigt, dass für seine Verbreitung bis in die entlegensten Nester mit eifrigster Geschäftigkeit gesorgt worden war.

Da ziehen die Ringgenberger etwa mit tiefster Entrüstung gegen diese «feigen, im Finstern schleichenden Creaturen» los, welche seit Monaten «durch die niedrigsten Mittel und Ränke» die Einwohner zu bearbeiten versucht hätten. Aber Gott sei Dank, nur fünfzehn «Unglückliche» hätten «in ihrer Verblendung und beschränkten Einfalt» ihnen ihr Ohr geliehen und den berüchtigten Artikeln aus dem Machwerk einer fremden Korporation zugestimmt; die Mehrzahl jedoch sei auf die «Frechheiten der Burgdorfer und ihrer Helfer» gar nicht eingetreten.<sup>190)</sup>

Anders war es dagegen zum Beispiel in der Gemeinde Bönigen, wie die Eingabe der Minderheit mit tiefem Bedauern feststellen muss, «geärgert und aufs tiefste gekränkt, dass man, statt an einer so wichtigen, das Wohl des Vaterlandes betreffenden Gemeinde die freyen Wünsche einer freyen Burgerschaft zu vernehmen, sie bloss zu Werkzeugen einer ihr fremden und gesetzwidrig handelnden Corporation missbrauchen will und missbrauchte, indem man ihr jene auf gänzlichen Umsturz der bestehenden Verfassung abziehenden Burgdorferischen Artikel zur Abstimmung vorlegte».<sup>191)</sup>

Wie stark überall der Versuch fremder propagandistischer Einwirkung gewesen sein muss, ist auch aus der Eingabe der Gemeinde Siselen zu ersehen, die sich durchaus in liberalem Sinne für Ausgleich der politischen Rechte einsetzt, aber sich nun gedrungen fühlt, ausdrücklich zu versichern, dass der Verfasser der Bittschrift kein Gelehrter oder auf Schulen studierter Jurist sei, auch kein Bürger der Hauptstadt oder eines Landstädtchens, «sondern ein in unserer Mitte lebender Gemeindegänger und Familienvater, der diese Zeilen von keinem Geschichtsschreiber entlehnt oder von jemandem sich hat aufdringen lassen.»<sup>192)</sup>

Wenn so eine Propaganda der liberalen Schicht ganz unverkennbar ist, so nicht minder der Versuch einer Einwirkung von seiten der Regierung, welche «die Burgdorferwünsche» auf jede Weise in Verruf zu bringen sucht.

«Wir billigen vollkommen die Art und Weise, wie Ihr denselben

entgegenzuarbeiten trachtet», lesen wir da etwa in einem Schreiben an den Oberamtmann von Konolfingen, «so nehmlich, dass Eure amtliche Stellung sowenig als möglich dabey hervortritt, desto kräftiger aber die Hilfsmittel des vertraulichen Einflusses in Anspruch genommen werden . . .»<sup>193</sup>) Ein Zeitgenosse, der Dichter Jeremias Gotthelf, hat später in seinem «Dursli» daran erinnert: «Mancher Oberamtmann damaliger Zeit könnte sagen, wie viel er sich die Erfüllung daheriger Aufträge kosten liess; und vielleicht könnte uns noch manche Oberamtmännin sagen, was sie an den damaligen Mahlzeiten für eine Suppe aufgestellt habe, Nudlen- oder Krebsuppe . . .»<sup>194</sup>)

Am 7. Januar 1831 gab die Standeskommission einen ersten Bericht über die Wünsche des Volkes heraus, wie sie sich aus einer ersten Durchsicht der bis zum Neujahr eingegangenen 592 Petitionen ergaben.

«Die gegenwärtige Verfassung wird beynahe einstimmig als mangelhaft, als zu aristokratisch, und als der schweizerischen, in allen andern Cantonen anerkannten Freyheit nicht entsprechend, geschildert», so fasst der Bericht eingangs zusammen. Dann setzt er sich mit den politischen Ideen und Forderungen kritisch auseinander, die da «beinahe einstimmig» erhoben wurden: der Souveränität des Volkes, den allgemeinen Rechten des Bürgers, der Abschaffung der Vorrechte, dem Petitionsrecht, der Abschaffung der Zensur usw. usw. Es sind die alten Ideen, bekannt und vertraut aus den Einsendungen in den liberalen Zeitungen und aus dem «Burgdorferblättchen».

«Beinahe einstimmig» wurden sie erhoben. Ein Ergebnis der liberalen Propaganda? Wie konnten sie aber in so kurzer Zeit sich bilden? Wir sahen schon bei Besprechung des «Hinkenden Boten», wie langsam und bedächtig das Denken dieser Berner Bauern war und wie zäh es an alten Anschauungen festhielt. Ist die Übernahme dieser Ideen, die da nun plötzlich so allgemein uns entgegentreten, verständlich, wenn man nicht annimmt, dass sie schon irgendwie vorgebildet gewesen seien? Bei solcher Annahme allerdings stellte sich die Frage, wie sich die Ideen gebildet hätten, die zum Durchbruch der Volksherrschaft führten, wiederum und ganz neu. Denn alle Voraussetzungen, wie wir sie bei der Mittelklasse vorgefunden, und die uns dort die Bildung jener Ideen erklärten, fallen hier, bei den breiten Schichten, ja nun weg. Welches war denn hier der Grund, in dem sie Wurzel fassen, aus dem sie wachsen konnten?



Einigen Aufschluss gibt uns schon die führende liberale Schicht selbst, die ja um Zustimmung der breiten Schichten zu jenen Ideen, die sie als erste ausgesprochen, gerungen hat: In den Kampfbroschüren und Flugschriften nämlich enthüllt sich ungewollt, wie die Wortführer selbst über das «Volk» und dessen Verhältnis zu den neuen Ideen dachten.<sup>195)</sup>

Das Entscheidende aber vernehmen wir aus jenen Schriftstücken, in welchen das Volk selbst das Wort ergriff: den Wünschen, wie sie der Regierung nach jener Einladung vom 6. Dezember eingereicht wurden. Sie bilden den Gegenstand einer besonderen Untersuchung von Hans Klötzli. («Die Bittschriften des Berner Volkes vom Dezember des Jahres 1830»; Diss. Bern. 1922.)

Nach Durchsicht der 592 Eingaben muss er zunächst einmal feststellen, dass nur eine ganz geringe Anzahl sich lediglich mit der Verfassungsreform beschäftigte; die meisten gingen «über das von den Volksführern umschriebene politische Gebiet hinaus zur Besprechung einzelner wunder Punkte des damaligen materiellen und kulturellen Lebens».

Was nun für unsere eigene Untersuchung von besonderer Bedeutung ist, das ist seine zweite Feststellung, nach seinen eigenen Worten: die «unverkennbar . . . schematisch kopierende», «unpersönliche Art, mit der die Verfassungsfragen von den meisten Gemeinden behandelt» würden. Oft stimmten nicht nur der Inhalt, sondern auch die äussere Form und sogar die Schrift bei mehreren Eingaben aus der gleichen Gegend überein. So hätten z. B. eine ganze Reihe von Ortschaften nach der Eingabe des Städtchens Büren von gemeinsamer Hand Abschriften herstellen lassen. Einen ganz andern Eindruck hinterlassen Klötzli die Wünsche, die sich auf die materielle Lage des Volkes beziehen. «Hier wird die Sprache der Wünsche beredter und offener, sie verliert vielfach alles Formelhafte und nimmt subjektive Färbung an.»

Die Ausführungen Klötzlis wirken überzeugend. Die mitgeteilten Auszüge aus den Bittschriften vermitteln den gleichen Eindruck. Da wird die politische Unselbständigkeit vielfach selbst zugegeben. Nicht etwa nur von der treuen Gemeinde Gerzensee, die der festen Überzeugung ist, «dass die Leitung eines Schiffes nur denen gebühre, die der Schifffahrt kundig und gewohnt sind»,<sup>196)</sup> sondern auch von einer Gemeinde wie Oberösch, in deren Eingabe die kühnen neuen Gedanken und politischen Reformvorschläge nicht fehlen. «Es ist den verschiedenen Gemeinden und Partikularen vor-

geworfen worden, sie wünschten Dinge, die sie grösstentheils selbst nicht verstünden und mithin auch nicht erklären könnten. Darüber muss Oberösch bemerken, dass eine Person sich unwohl fühlen könne, ohne deswegen im Stand zu seyn, die Mittel selbst zu kennen, die ihr wieder zur Gesundheit helfen können; in solchen Fällen geht aber der Kranke zum Doktor und frägt diesen um Rath. So geht es der Gemeinde Oberösch mit der Politik!»<sup>197)</sup>

Der «Dökti» wohnte ja in der Tat nicht weit; zum Sommerhaus in Burgdorf war kein grosser Weg.

Warum fühlte man sich denn aber unwohl? Wo konnte der Schuh drücken?

«... l'inquiétude générale des esprits n'est point causée par quelques actes durs ou injustes de l'administration, car un pareil reproche ne serait guère fondé», lesen wir in einer Einsendung an den «Nouvelliste Vaudois».<sup>198)</sup> Selbst der grimmigste Feind der Regierung, Karl Schnell, muss ihr zugestehen, dass sie «durch Anlegung von guten Kommunikations- und andern Strassen, durch Veredlung des sämmtlichen Viehstandes, durch Äufnung von Gewerben, Manufakturen, Industrie überhaupt grosse Energie entwickelt...»<sup>199)</sup> Es ist also der Wille der Regierung da, die wirtschaftliche Lage des Volkes zu heben, und sie hat es getan, wie der Rechenschaftsbericht von 1831 beweist. Ein unerträglicher Zustand, der zwangsläufig zu Revolution führen m u s s t e , ist also sicher nicht vorhanden.

Aber wer hat nicht irgend etwas, das ihn drückte?

Da beklagt sich V. Marqui zu Recolain «wegen einem Pferdhandel», wie der Skizze aus den Dezemberwünschen zu entnehmen ist.<sup>200)</sup> Häufig ist die Forderung nach Abschaffung oder Erleichterung der Zölle. Wilhelm Dällenbach aber, Nagelschmied am Gwatt zu Schloss-Wyl, verlangt einen starken Zoll auf die Einfuhr der fremden Nägel.<sup>201)</sup> Jakob Kohli in Gstaad gefallen die Wiederholungskurse nicht. «Die Soldaten werden während der Garnisonszeit dem Dienst abgeneigt, weil sie oft mit einer Pünktlichkeit behandelt werden, deren Nutzen ihnen nicht sogleich in die Augen fällt...»<sup>202)</sup>

Allgemein ist die Klage gegen das «landesverderbliche Advokatenunwesen», und es wird «Verkürzung des so kostbaren als weitläufigen Prozessganges» und «Schutz des den Beistand der Gesetze anrufenden Staatsbürgers wider die Habsucht eigennütziger Advokaten» verlangt.

Vieles gibt noch Anlass zu Unzufriedenheit. So die Forstverwal-

tung, das Maternitätsgesetz, die Feuerordnung. Das subjektivste Empfinden aber spricht sich aus in den überall wiederkehrenden Klagen über die Abgaben, mit denen man belastet sei.

Direkte Steuern erhob der Staat im allgemeinen keine. Die indirekten, aus denen der Staatshaushalt fast ausschliesslich gespeisen wurde, waren an sich nicht unerträglich hoch. Aber sie alle zusammen — Zehnten, Bodenzinse, Handänderungsgebühren, innere Zölle, die Emolumente, die bei jeder Berührung mit den obrigkeitlichen Beamten zu entrichten waren, besondere Mehrbelastungen wie die Primitz, das Ohmgeld usw. —, sie bildeten ein Abgabensystem, das schliesslich, nicht von den begüterten, wohlhabenden Männern der Mittelklasse, wohl aber vom unbemittelten Landvolk doch als drückend empfunden werden konnte. Wie von jenem einfachen Bürger und Familienvater aus Siselen, der sich in seiner Eingabe vom Herzen redete, was offenbar schon lange in ihm gemottet hatte: «Was dem gewerbsfleissigen, gemeinen Landmann von dem Ertrage seiner Güter, nach Entrichtung des Bodenzinses und Zehnten, zur Versorgung seiner Familie und Entrichtung seiner Zinsen übriggeblieben wäre, das entrissen ihm die ihm durch Gesetze und Dekrete aufgebürdeten erhöhten Zölle, Consumo, Transit, Lizenzabgaben, die verhassten Fertigungsgebühren, die das Herz und die Vernunft empörende Prozess- und Betreibungsform, die Mitleid erregenden allzuhohen Tarife der Advokaten, Rechtsagenten und Schreiber . . . Ist es zu verwundern, wenn anstatt Liebe, Eintracht und Zutrauen in dem Herzen des gemeinen, frey sein sollenden Schweizervolkes bis an die Wuth grenzende Rache gegen seine Herrscher lodert? Wovon die gegenwärtig in den meisten Kantonen ausgebrochenen Unruhen und Empörungen Zeugen sind.»<sup>203</sup>) Eine Auffassung von Ursache und Sinn des Zeitgeschehens, wie wir sie bisher freilich nicht gefunden.

Sorgen und Wünsche wie dieser einfache Hausvater hatte nun wohl auch jeder andere, der nicht gerade zu den «Begütertesten» und «Wohlhabendsten» gehörte. Und wenn sie diesen und jenen auch nicht so heftig geplagt haben mochten bisher — als das Dekret vom 6. Dezember verkündet wurde, wird mancher überlegt haben, wie es der Oberamtmann von Frutigen allgemein annimmt: «Es schade nichts, vielleicht könne man Vorteile erlangen, dagegen keine, wenn man keine Wünsche eingebe.»<sup>204</sup>) Und mancher Schläuling mag in seinem rechnenden Bauernverstand wirklich so gedacht haben, wie der Oberamtmann von Büren von einigen zu berichten

weiss: «Es seien ja nur Wünsche, man müsse in solchen Fällen immer aufs Abmarkten rechnen»,<sup>205)</sup> und die kühnen politischen Forderungen hauptsächlich dazu gebraucht haben, um die andern, mehr persönlichen Wünsche desto eher durchzusetzen; von jenen aber liess man sich dann schon etwas «abmarkten».

Man darf jedoch annehmen, dass auch eine engere Verbindung mit den neuen Ideen stattfand.

Petitionsrecht? Natürlich, man will auch in Zukunft sagen können, wo einen der Schuh drückt. Pressefreiheit? Es ist die Freiheit, gegen unliebsame Massnahmen und Einrichtungen der Regierung protestieren zu können. Politische Gleichheit, Volkssouveränität, Volksrepräsentation: bedeutet vor allem gerechtere Vertretung der Landschaft.<sup>206)</sup> Durch Männer vertreten zu sein, die all die kleinen Nöte, welche einen plagten, aus nächster Nähe kennen, kann nur von gutem sein. Man kann also dieser Idee der Repräsentation aus Überzeugung zustimmen; obwohl es ja noch andere Ideen gäbe, die zum gleichen Ziele führten. So könnte sich die Obrigkeit z. B. mit einigen Männern ab dem Land umgeben, welche ihr, wenn nötig, die den Bauern lästigen Gesetze nennen würden, wie in einer Eingabe vorgeschlagen wird.

Eines ist nicht zu vergessen: dass diese Ideen nicht auf gänzlich unvorbereiteten Boden fielen. Einmal ist auf diesem Boden der Versuch ja schon gemacht worden, die Ideen der Freiheit und Gleichheit und der Volkssouveränität zu verwirklichen. Er ist also doch schon ein wenig vorgeackert.

Aber alles Ackern nützte nichts, wenn der Boden selbst nicht die Kräfte und Säfte berge, um der Pflanze, die in ihm Wurzeln fasste, Nahrung und Leben zuzuführen. Diese Säfte nun b a r g der Schweizer- und Bernerboden: in der altschweizerischen Form der Selbstbestimmung: der S e l b s t v e r w a l t u n g i m l o k a l e n R a u m .

Wir wollen dabei nicht übersehen, wie auch hier die Wirklichkeit oft war; so etwa, wie sie Gotthelf in seiner «Armennoth» 1840 beschrieben hat: «Versuche es Einer in Bern oder in Ablentschen, etwas den Magnaten und Matadoren Missfälliges vorzubringen; er wird erfahren, wie sie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre . . .»<sup>207)</sup>

In den Matadoren und Magnaten der Dörfer und Städte sahen wir die neuen Ideen sich bilden. «Die Matadoren von Emmenthal, Bern, Nydau, Seeland, Fraubrunnen . . .»<sup>208)</sup> nennt Samuel Schnell

in einem Brief an Stapfer jene 1800 Männer, die, von einer gleichen Idee getrieben, am 3. Dezember in Burgdorf sich zum erstenmal zusammenfanden. Von einer Idee getrieben. Nicht wirtschaftliche Nöte und Wünsche führten sie zusammen. «Alles begüterte und angesehene Leute» nennt Schnell sie in seinem Brief. Sie verlangten, von einem hohen Selbstbewusstsein getragen, Selbstbestimmung, Mitbestimmung nun auch im Staat. Nicht um ihre materielle Lage zu bessern, was sie gar nicht nötig haben, sondern weil sie jene Mitbestimmung nun einfach wollen.

Das haben wir bei den breiten Schichten nicht gefunden; und wir werden uns nicht allzusehr darüber wundern.

Ihr Streben musste zunächst darauf gerichtet sein, überhaupt in der Gemeinde neben den «Matadoren» zum Wort zu kommen; weiter zu denken war vorläufig nur für diese sinnvoll. Von den Sorgen und Nöten des Alltags ist der grösste Teil ihres Denkens in Anspruch genommen. Als die neuen, demokratischen Ideen, die andere in sich gebildet, sich ihnen boten, da vermochten sie diese nur durch das Medium ihrer materiellen Wünsche zu erfassen. Und um ihrer selbst willen haben sie nicht danach gegriffen.

\* \* \*

Die Ideen, deren Verwirklichung die Volksherrschaft begründen musste, sahen wir im Mittelstand sich bilden. Ideen an sich führen aber nie zum Durchbruch neuer Ordnungen; nur die Kräfte, die Triebe und Willensregungen, die hinter ihnen stehen. Das hat den letzten Teil dieser Untersuchung nötig gemacht.

Wir sahen, wie es der Mittelstand für nötig fand, neue Kräfte zu mobilisieren, um den Durchbruch der neuen Ordnung zu erzwingen. Wieder bildeten sich Ideen von Freiheit und Gleichheit; aber hinter ihnen standen andere Triebe und Regungen.

Der Hausvater von Siselen, der das «frei sein sollende Schweizer-volk» in den Fesseln eines endlosen Abgabensystems schmachten sah, sprach, wie der Mittelstand, von Freiheit und Befreiung. Aber ein neues Motiv steht dahinter. Man gebraucht die gleichen Worte, versteht aber nicht das gleiche.

Mit einer gewissen Bitterkeit hat Cäsar Blösch in seiner Geschichte Biels davon erzählt: «Als alles revolutionirte, wie überall das Volk sich gegen die Regierungen erhob und grössere politische



Freiheiten und Rechte forderte, wie die verschiedenen Kantone zu diesem Zwecke Verfassungsräthe wählten — so glaubten die hiesigen Bürger, dass auch sie revolutioniren, auch sie gegen den Magistrat sich erheben, mehr Freiheiten und Rechte (d. h. mehr Bürgerholz, Herstellung der Geissenweide, Aufhebung des Gymnasiums, Herstellung des Spitals, Freigebung des Weinverkaufs für den Rebbesitzer) fordern und einen Verfassungsrath erwählen müssten...»<sup>209</sup>)

All diese Hausväter von Siselen, Biel und anderswo hätten mit ihren Ideen von Freiheit und Gleichheit die Volksherrschaft gewiss nicht begründet. Aber sie haben ihr mit zum Durchbruch verholfen, was die Kräfte, die hinter den reinen demokratischen Forderungen standen, für sich allein vielleicht nicht vermocht.

## Schluss

Deutlich wurde es, dass in einer kleinen Schicht nur die Ideen wirklich durchgeformt wurden, die den neuen, den aufs freie Individuum aufgebauten demokratischen Staat begründen sollten. Einer kleinen Schicht von Individualisten: Intellektuellen vor allem, Handelsleuten, Fabrikanten, begüterten Bauern, die alle die gehobene Stellung, die sie unter ihren Mitmenschen einnahmen, ganz sich selbst verdankten, die auf jeden Fall das stolze Bewusstsein hatten, sie ganz sich selbst nur zu verdanken: ihren Talenten, ihrer Intelligenz, ihrer Energie. Ewigen Kräften der Menschennatur, nicht Brief und Siegel und alter Gewohnheit. Für die deshalb die Menschennatur schliesslich auch als alleinige Quelle des Rechts erscheinen musste, der einzelne Mensch und die menschliche Vernunft als das einzige Fundament auch des Staates, und nicht historisches Recht.

In ihnen konnte deshalb das Erbe von Aufklärung und Revolution wieder lebendig werden.

«Hinkender Bote» und «Alpenrosen» waren wohl weniger ihre Lektüre als Voltaire und Rousseau und von den jüngeren Benjamin Constant;<sup>210</sup>) wir nannten Beispiele dafür.

Die möglichen Einflüsse der Vereine, der Helvetischen Gesellschaft vor allem, sind auch mehr für diese Kreise anzunehmen, als für einen Nydlen-Peter<sup>211</sup>) etwa.

Die Abonnenten der liberalen Blätter suchen wir am besten in dieser gleichen Klasse, in diesem wohlhabenden, begüterten Mittelstand. Denn die Zeitungen waren teuer und noch nicht Massenartikel.

In den breiten Schichten sahen wir diese Ideen nicht entstehen und sich bilden, um dann etwa mit der Gewalt eines Naturvorgangs nach Verwirklichung zu drängen. Sie wurden an sie herangetragen; oft mit viel propagandistischer Kunst. Manche nahmen sie auf, doch ohne sie schon zu besitzen. Viele blieben überhaupt noch unberührt davon; zwei Drittel gingen ja bei der Abstimmung über die neue Verfassung nicht zur Urne.

Deutlich eine führende Schicht und eine Masse, auf die eingewirkt wird. Deutlich aber auch, dass keine scharfe und endgültige Grenze zwischen ihnen gezogen wird.

Die führenden Männer haben ja zwar den Abstand gegenüber der Masse, dem «unwissenden Haufen», oft deutlich genug betont. In der neuen Verfassung hielten sie die untersten Schichten vom Staate fern,<sup>212)</sup> schlossen sie also gleichsam vom Volke aus, das doch nun souverän sein sollte.

Aber wenn man sich auch als das eigentliche Volk ansah, so doch nicht mit starrer Ausschliesslichkeit.

Jeder konnte und sollte durch Bildung zum Volk aufsteigen. Die Masse musste zum Volke werden. Artikel 12 der Verfassung schreibt Recht und Pflicht des Unterrichts für einen jeden vor. Mit heiligem Eifer ging man an die Bildung der Masse, baute man das Volksschulwesen auf.

Denn die Besten unter ihnen dachten, wie Kaspar Orelli es einst vor der Helvetischen Gesellschaft ausgesprochen: «Vor Gott sind wir alle gleich; diess ist eine der ersten Lehren des Christenthums. Verachtet ist diese Masse in den Augen der Restauratoren, als ein elender, hilfloser Haufe. Der Eidgenosse hingegen hat auch mit ihr den Eid des Bürgerthums freiwillig und mit gutem Vorbedacht geschworen . . .» — «Um von unten zu beginnen, wird wohl den meisten als erste Aufforderung des geistigen Bildungstriebes unserer Nation das erscheinen, dass jeder Volksfreund mit Rath und That zur Bildung der Volksmasse das seinige beitrage . . .»<sup>213)</sup>

War auch ihr Bildungs- und Fortschritts- und Gleichheits-Optimismus übertrieben: Sie ahnten, was das wahre Wesen und der ewige Prüfstein und ständige Aufgabe der Demokratie ist:

durch Erziehung aus Masse zum Volk zu werden.

Durch Erziehung der andern (die zugleich, damit sie taugte, ein wirtschaftlich-soziales Heraufziehen sein muss); vor allem aber durch Selbsterziehung jedes Einzelnen. Denn jeder Einzelne von uns ist ja in jedem Augenblick in Gefahr, seiner Trägheit zu erliegen, und Masse zu werden.

## Anmerkungen

### Einleitung

<sup>1)</sup> Tanner, *Heimathliche Lieder u. Bilder*, Vorw. z. 4. Aufl., 1842. S. 22. — <sup>2)</sup> Schw. Bote, 17. VI. 1824. — <sup>3)</sup> *Dichtung u. Geistesleben d. dt. Schweiz*, 1933, S. 488. — <sup>4)</sup> U. Beringer, *Gesch. des Zofingervereins*, 2 Bde. 1895/1907; 1. Bd. S. 247. — <sup>5)</sup> *Verhandlungen d. Helv. Gesellschaft*, 1822, S. 6. — <sup>6)</sup> A. v. Tillier, *Gesch. der Eidg.schaft während der sog. Restaurationsepoche 1814—30*, 3 Bde. 1848 bis 50; 3. Bd. S. 440. — <sup>7)</sup> *Verh.* 1822, S. 52/53. — <sup>8)</sup> ebenda. S. 69. — <sup>9)</sup> ebenda S. 77. — <sup>10)</sup> ebenda S. 56. — <sup>11)</sup> *Verh.* 1824, S. 31, 35. — <sup>12)</sup> *Verh.* 1825, S. 54. — <sup>13)</sup> *Verh.* 1826, S. 58. — <sup>14)</sup> ebenda S. 60. — <sup>15)</sup> *Verh.* 1822, S. 53. — <sup>16)</sup> ebenda S. 56. — <sup>17)</sup> ebenda S. 68. — <sup>18)</sup> *Verh.* 1824, S. 64. — <sup>19)</sup> *Verh.* 1825, S. 46. — <sup>20)</sup> *Verh.* 1829, S. 15. — <sup>21)</sup> ebenda S. 51. — <sup>22)</sup> *Reden an die deutsche Nation*, Kröners Taschenausgabe Bd. 35, S. 108. — <sup>23)</sup> *Reden* S. 96. — <sup>24)</sup> *Reden* S. 12. — <sup>25)</sup> *Reden* S. 46. — <sup>26)</sup> *Reden*, S. 147: «Er wollte bloss dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt statt der gesuchten Volks-erziehung Nationalerziehung.» — <sup>27)</sup> *Heimathl. Lieder u. Bilder*, Vorw. z. 4. Aufl. 1842, S. 21. — <sup>28)</sup> *Verh.* 1821, S. 46/48. — <sup>29)</sup> *Verh.* 1829, S. 33. — <sup>30)</sup> *Verh.* 1830, S. 103. — <sup>31)</sup> *Verh.* 1828, S. 26/27. — <sup>32)</sup> Ein eindrückliches Beispiel bieten die beiden Aarauerdichter Tanner und Fröhlich. Beides eifrige Mitglieder der Helv. Gesellschaft und des Sempachervereins, beide mit ganzer Sehnsucht in der Erneuerungsbewegung lebend. Beide haben mit ihren besonderen Kräften dazu beitragen wollen: Fröhlich mit seinen «Schweizerliedern», Tanner mit seinen «Heimatl. Bildern». Doch während Tanner nun die alte Form des Staates beseitigen und ihn auf neuen Fundamenten aufbauen half, hat Fröhlich die Anhänger des neuen Staates leidenschaftlich bekämpft. Früher, in seinen «Fabeln», die Schwächen und Sünden der Aristokraten und Pfaffen: Hochmut, Standesdünkel, Intoleranz, pfäffischen Aberglauben. Nun, in seinen politischen Gedichten, die Schwächen und Sünden der Radikalen: die Stellenjagd, den Terrorismus, «die Buhlerei um Pöbelgunst». Es ging ihm um den Geist, die innere Wiedergeburt, nicht um politische Formen.

### Helvetische Gesellschaft

<sup>33)</sup> *Berner Taschenbuch*, 1855, S. 106. — <sup>34)</sup> ebenda S. 108. — <sup>35)</sup> «Verzeichnis der jetzt lebenden Mitglieder der Helv. Ges.», in den *Verh.* v. 1823, S. 27—38. — <sup>36)</sup> «Verzeichnis der anwesenden Mitglieder u. Ehrengäste», *Verh.* v. 1823, S. 39 bis 44. — <sup>37)</sup> *BTB* 1855, S. 108. — <sup>38)</sup> wenn wir vom Zürcher L. Usteri absehen, der seit 1825 Prof. theol. in Bern war. (immer nach den Verzeichnissen der anwesenden Mitglieder u. Gäste, die den Verhandlungen beigefügt sind.) — <sup>39)</sup> zufolge eines schon 1824 gefassten Beschlusses, «je das eine Jahr den Versammlungsort wechselweise in einen östlicher u. westlicher gelegenen Ort zu verlegen, um

entfernter wohnenden Eidgenossen näher zu kommen»; Verh. 1825, S. 7/8, Verh. 1824, S. 5. — <sup>40)</sup> BTB 1855, S. 108. — <sup>41)</sup> Verh. 1829, S. 47. — <sup>42)</sup> Sammlung bernischer Biographien; 2. Bd. S. 585—92. — <sup>43)</sup> Slg. bern. Biogr. 1. Bd. S. 8—16. — <sup>44)</sup> Seine Biographie hat nichts darüber zu sagen. — <sup>45)</sup> Lauterburg-Sammlung der Stadt-Bibl.: Laut. 99<sup>3</sup>. — <sup>46)</sup> Diss. Zch. 1932, S. 30. — <sup>47)</sup> Das Protokoll von 1830 enthält nur den Text der Reden von Sidler, Hottinger u. Schinz; Verhandlungsbericht u. Teilnehmerliste fehlen, da der Sekretär Nüscheler noch im gleichen Jahr erkrankt war und 1831 starb.

#### Griechenverein

<sup>48)</sup> Schweiz. Jahrbücher, 1. Hälfte, 1823, S. 821 ff.; E. Fr. v. Fischer, Erinnerung an Nikl. Rud. v. Wattenwyl, 1867, S. 471 ff. — <sup>49)</sup> Fischer a. a. O. 471. — <sup>50)</sup> abgedruckt in: Blätter für bern. Geschichte, Kunst u. Altertumskunde, 1908, Heft 1/2, S. 77 ff. — <sup>51)</sup> Laut. 774<sup>15</sup>. — <sup>52)</sup> BTB 1855, S. 108.

#### Schützenverein und Bedeutung der Vereine überhaupt

<sup>53)</sup> s. Neue Zürcher Zeitung, 14. VII. 30. — <sup>54)</sup> E. Blösch, Eduard Blösch u. Dreissig Jahre Bernischer Geschichte, 1872, S. 27. — <sup>55)</sup> Nouv. Vaud. 20. VII. 30. — <sup>56)</sup> Schw. Beob. 16. VII. 30. — <sup>57)</sup> Fischer, v. Wattenwyl, S. 548. — <sup>58)</sup> Schw. Bote, 24. VII. 28.

#### Zofingerverein

<sup>59)</sup> Beringer, Gesch. d. Zofingervereins, 1. Bd. S. 227. — <sup>60)</sup> ebenda S. 234. — <sup>61)</sup> ebenda S. 236. — <sup>62)</sup> ebenda S. 151. — <sup>63)</sup> App. Ztg. 4. IX. 1830. — <sup>64)</sup> App. Ztg. 11. IX. 30. — <sup>65)</sup> Eidgenosse, 12. XII. 31. — <sup>66)</sup> App. Ztg. 11. IX. 30. — <sup>67)</sup> Beringer, Bd. 1, S. 328—34. — <sup>68)</sup> ebenda S. 160.

#### Bücher

<sup>69)</sup> Germ.-roman. Mittelalter, Aufsätze u. Vorträge v. S. Singer, Zürich-Leipzig 1935, S. 45 ff. — <sup>70)</sup> Hinkender Bott 1824. — <sup>71)</sup> H. Bott 1825. — <sup>72)</sup> H. Bott 1826. — <sup>73)</sup> A. Ludin, Alpenrosen, Diss. Zch. 1902, S. 165: der «geistige Sammelort aller strebsamen Kräfte» im Land; J. Hilty, Alpenrosen, Diss. Zch. 1914, S. 143: «ein vollständiges Bild damaliger Geisteskultur in der Schweiz». — <sup>74)</sup> Ermatinger, Dichtg. u. Geistesleben, S. 538. — <sup>75)</sup> A. v. Tillier, Restauration, 3. Bd. S. 408. — <sup>76)</sup> Ludin, A. R., S. 34. — <sup>77)</sup> Dichtg. u. Geistesleben, S. 547. — <sup>78)</sup> ebenda S. 547. — <sup>79)</sup> A. R. 1811, «Vorrede, oder Ausrede». — <sup>80)</sup> Von 1811—19 erschienen auch alle 2 Jahre kurze Besprechungen der heimischen Literatur. — <sup>81)</sup> Die meisten Reisebeschreibungen sind v. Bernern u. schildern meist bernisches Land (Kasthofer, Kuhn, Appenzeller, die beiden Wyss). — <sup>82)</sup> A. R. 1811, S. 71. — <sup>83)</sup> Vorrede z. 1. Ausg. der Schweizer-Küh-Reihen u. Küher-Lieder, 1805. — <sup>84)</sup> Volkslieder u. Gedichte, Vorrede z. 2. Ausg., 1819. — <sup>85)</sup> Vorrede z. 1. Ausg. 1815. — <sup>86)</sup> O. Fässler, Die deutschschweizerische Dichtung im 19. Jhdt., in: Die Schweiz im 19. Jhdt., 2. Bd., 1900, S. 304. — <sup>87)</sup> Dichtg. u. Geistesleben, S. 555. — <sup>88)</sup> A. R. 1829, S. 200. — <sup>89)</sup> Restauration, 3. Bd. S. 415. — <sup>90)</sup> zit. n. E. Bähler, Der demokratische Umschwung im Seeland 1830/31, Bieler Express 1927, Nr. 164. — <sup>91)</sup> St. Galler Jahresbericht v. Kessler, 1826/27 (Beringer, 1. Bd. S. 231). — <sup>92)</sup> Verh. 1826, S. 70. — <sup>93)</sup> A. R. 1830, S. 53. — <sup>94)</sup> A. R. 1830, S. 374 ff., «Unser Ab-



schied». — <sup>95)</sup> Literaturblatt 1832, Nr. 121: «Die politischen Zerwürfnisse haben das Erscheinen des Almanachs nicht verhindert und der an sich vergnügten Muse nur ein heiteres Lächeln abgeloct. Alles an seinem Platze, die Politik dort, die Poesie hier...» S. auch Erzähler 1838, Nr. 103. — <sup>96)</sup> Ein Durchblättern der fremden Zeitungen ergänzt und bestätigt dieses Ergebnis: Keine politische Stimme aus dem Kanton Bern! (dass das einzige Berner Blatt, die gouvernementale «Schweizer Zeitung», in dieser Beziehung stumm ist, war von vorneherein zu erwarten.)

### *Zeitungen*

<sup>97)</sup> Die NSZ erschien zweimal in der Woche; die Redaktion besorgte Ratsherr Karl Anton v. Lerber. — <sup>98)</sup> NSZ, 18. V. 30. — <sup>99)</sup> zit. n. K. Weber, Die Entwicklung der politischen Presse in der Schweiz, Festschrift «Die Schweizerpresse», 1933, S. 42. — <sup>100)</sup> Schw. Beob. 9. XI. 30. — <sup>101)</sup> Schw. Bote, 22. I. 29. — <sup>102)</sup> seit dem 27. Juni 1828 auch der Schweiz. Beobachter Nüschelers. — <sup>103)</sup> App. Ztg. 18. X. 28. — <sup>104)</sup> App. Ztg. 21. XI. 29. — <sup>105)</sup> Am nämlichen Bott seien noch 4 andere Blätter abgeschafft worden, «und in diesem Litterarleist liest man nur noch 5 Zeitungen und den Fremdenzettel». — <sup>106)</sup> Da mehrere der Artikel Schnells für die App. Ztg. noch im Konzept vorhanden sind, gelang es Hs. Sommer für viele der Einsendungen die Autorschaft einwandfrei festzustellen (Hs. Sommer, Karl Schnell, Diss. Bern 1939, S. 67 u. S. 229, Anmerk.<sup>22</sup>). — <sup>107)</sup> NSZ. 7. V. 30. — <sup>108)</sup> In seiner Eröffnungsrede der ordentl. Tagsatzung v. 1830 (s. NZZ 10. VII. 30). <sup>109)</sup> abgedruckt in NZZ 1913, Nr. 1150, H. Bloesch, Die NZZ u. d. Berner Zensur. — <sup>110)</sup> Schw. Bote 17. XII. 29. — <sup>111)</sup> Schw. Bote 16. IV. 29. — <sup>112)</sup> Schw. Beob. 9., 16. und 23. Okt. 1829. — <sup>113)</sup> Es handelt sich um die 3 Berichte vom 12. März, 4. Juni u. 30. Juli 1830. — <sup>114)</sup> An eine Änderung der politischen Einrichtungen wird dabei aber nicht gedacht; diese werden vielmehr ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannt: «Der Grosse Rath», schliesst der Einsender seine Ausführungen, «zeigt sich hier als ein kräftiger, einsichtiger Mann, der, seine Rechte und seine Stellung überhaupt kennend, sich nichts weder abtrotzen noch abschwätzen lässt, aber freywillig... der guten Sache Hand biethet». — <sup>115)</sup> Überraschend häufig im Nouv. Vaud., nicht selten im Schw. Boten u. Schw. Beob., einige Male in der App. Ztg. Die NZZ ist ganz farblos. — <sup>116)</sup> Es ist der uns schon bekannte Einsender, der einige Betrachtungen «den schändlichen Kiltgang betreffend» nach Aarau schickte. — <sup>117)</sup> Schw. Beob. 23. I. 29; NZZ 10. XI. 30. — <sup>118)</sup> App. Ztg. 5. IX. 29. — <sup>119)</sup> auseinandersetze! In den wenigen polit. Stimmungsbildchen kommt ewa die Unzufriedenheit darüber zum Ausdruck. — <sup>120)</sup> App. Ztg. 13. VI. 29. — <sup>121)</sup> Schw. Bote 1829, Nr. 1. — <sup>122)</sup> Schw. Bote, 8. Jan., 16. April u. 10. Dez. 1829. — <sup>123)</sup> Schw. Bote, 22. Jan., 9. April u. 21. Mai 1829. — <sup>124)</sup> Publikation des Verbots der NZZ, abgedr. in d. Neuen Schw. Ztg., 28. IX. 30. — <sup>125)</sup> am 22. Sept. 1830. — <sup>126)</sup> wie sie in ihrer Nummer vom 2. Okt. 1830 erklärt. — <sup>127)</sup> App. Ztg. 2. X. 30. — <sup>128)</sup> App. Ztg. 13. X. 30. — <sup>129)</sup> Anfrage, wie man der Regierung Wünsche äussern könne. — <sup>130)</sup> Schw. Beob. 8. X. 30. — <sup>131)</sup> d. h. «Ein nicht erst seit letztem July an dem wahren Wohl des Vaterlandes und seiner Mitbürger treuen Antheil nehmender Berner, NSZ 19. X. 30. — <sup>132)</sup> App. Ztg. 30. X. 30. — <sup>133)</sup> App.

Ztg. 13. XI. 30. — <sup>134</sup>) App. Ztg. 1. XII. 30. — <sup>135</sup>) wie die lat. Preisfrage «auf Deutsch ungefähr» heisse. — <sup>136</sup>) Schw. Beob. 22. X. 30. — <sup>137</sup>) im Schw. Beob. — <sup>138</sup>) Schw. Beob. 19. XI. 30. — <sup>139</sup>) N. Vaud. 7. XII. 30.

*Die Träger der neuen Ideen*

<sup>140</sup>) Schw. Beob. 8. X. 30. — <sup>141</sup>) Verh. 1822, S. 64/65. — <sup>142</sup>) App. Ztg. 21. VIII. 30. — <sup>143</sup>) App. Ztg. 4. IX. 30. — <sup>144</sup>) App. Ztg. 2. X. 30. — <sup>145</sup>) App. Ztg. 20. XII. 30, «Silhouetten aus Bern». — <sup>146</sup>) App. Ztg. 9. X. 30. — <sup>147</sup>) Schw. Beob. 7. XII. 30. — <sup>148</sup>) s. auch E. Blösch, Ed. Blösch u. Dreissig Jahre Bern. Gesch., S. 35: «Gerade die Furcht, dass bei längerem Zögern die Bewegung allmählig die untern Volksklassen ergreifen und ähnliche Unordnungen herbeiführen könnte, wie Solothurn sie damals erfuhr, war es, was mehr als jede andere Rücksicht die Männer, die später als Rädelsführer gelten mussten, dazu bewogen, nicht länger inne zu halten . . .» — <sup>149</sup>) zit. n. Weber, a. a. O. 54. — <sup>150</sup>) E. Blösch, a. a. O. 41. — <sup>151</sup>) Laut. 774<sup>15</sup>. — <sup>152</sup>) Schw. Beob. 8. X. 30. — <sup>153</sup>) Schw. Beob. 5. XI. 30. — <sup>154</sup>) Schw. Beob. 8. X. 30. — <sup>155</sup>) App. Ztg. 21. VIII. 30. — <sup>156</sup>) Schw. Beob. 23. XI. 30. — <sup>157</sup>) App. Ztg. 23. X. 30. — <sup>158</sup>) und «dem Maulkrätensystem spinnefeind», App. Ztg. 11. XII. 30. — <sup>159</sup>) App. Ztg. 13. X. 30. (Schnell). — <sup>160</sup>) Schw. Beob. 8. X. 30. — <sup>161</sup>) Schw. Beob. 7. XII. 30. Ein Paladin der alten Ordnung, Pfarrer Kuhn von Burgdorf, hat später sein Volk zu verteidigen gesucht, um ihm damit zugleich die Augen dafür zu öffnen, welches sein eigener, unverführter Wille sei: «Nicht du hast diesen Lärm angefangen. Das taten die Gebildeten oder die sich's zu sein einbildeten..., die, denen es in dem von der Vorsehung ihnen angewiesenen Wirkungskreis zu enge ward . . .» (Flugschrift «Mein Volk! Deine Leiter verführen dich!» 1831). — <sup>162</sup>) Schw. Beob. 28. X. 30. — <sup>163</sup>) App. Ztg. 20. X. 30. — <sup>164</sup>) App. Ztg. 27. XI. 30. — <sup>165</sup>) App. Ztg. 17. XI. 30. — <sup>166</sup>) im Schw. Beob. (die schon erwähnte Einsendung vom 23. Nov.). — <sup>167</sup>) Schw. Bote 28. X. 30. — <sup>168</sup>) App. Ztg. 17. XI. 30. — <sup>169</sup>) Eine Broschüre aus patrizischem Lager nennt als Grund der «jüngsten Revolution»: «Eine derselben schon lange vorangegangene Zunahme einer individuellen Richtung des Geistes . . .» (Grundzüge der Verfassungen der Stadt u. Republik Bern . . . vom Anfang der Erbauung der Stadt Bern bis 1831, S. 55. — <sup>170</sup>) Hr. Zschokke in seiner bairischen Geschichte (im Schw. Boten v. 30. X. 28 als Motto dem Aufsatz «Über Legitimität u. Liberalität» vorangestellt). — <sup>171</sup>) zit. n. Fischer, v. Wattenwyl, S. 548. — <sup>172</sup>) «Unser ganzes Regierungssystem beruht auf Freiheiten (privilèges), altem Herkommen und erworbenen Rechten!» (in einem Brief; zit. n. K. L. Fr. v. Fischer, Lebensnachrichten über Em. Fr. v. Fischer, Schultheiss der Stadt u. Republik Bern, aus dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt, 1874; S. 259. — <sup>173</sup>) ebenda. — <sup>174</sup>) App. Ztg. 13. X. 30. Neuhaus' Lektüre sind Rousseau, Vinet usw. (Bern. Biogr. 5. Bd. S. 110). Wie gründlich Joh. L. Schnell seinen Rousseau studiert hatte, ist aus dem von ihm verfassten Burgdorfer Memorial ersichtlich. Man glaubt oft, in den theoretischen Erörterungen, den Genfer selbst sprechen zu hören. (Siehe Hs. Klötzli, Die Bittschriften des Berner Volkes vom Dezember des Jahres 1830, Diss. Bern 1922, S. 83). — <sup>175</sup>) Schw. Bote 11. XI. 30. — <sup>176</sup>) Schw. Beob. 21. XII. 30. — <sup>177</sup>) Schw. Beob. 9. XI. 30. —

<sup>178)</sup> der seine Mitbürger davon überzeugen will, dass das Petitionsrecht jetzt ein für alle Mal zugesagt werden müsse (Schw. Beob. 19. XI. 30). — <sup>179)</sup> Schw. Beob. 10. u. 14. XII. 30. — <sup>180)</sup> Schw. Bote 8. XII. 1825. — <sup>181)</sup> Schw. Bote 9. III. 26. — <sup>182)</sup> Schw. Bote 21. IX. 1826, Nr. 38.

### *Das «Volk»*

<sup>183)</sup> Gespräch zw. dem wohlerfahrenen G'richtsäss Hans Wackerbart zu Biederhaus und dem wohlgelehrten Schulmeister Eulogius Spatzeng'sang im Affenmoos, 1831; Laut. 265<sup>13</sup>. — <sup>184)</sup> Hüte dich, o Volk! vor den Wölfen im Schafpelz. Jan. 1831; Laut. 99<sup>2a</sup>. — <sup>185)</sup> NZZ 27. XI. 30. — <sup>186)</sup> Klötzli, a. a. O. 59. — <sup>187)</sup> Schw. Beob. 9. u. 19. Nov. 1830; Nouv. Vaud. 16. Nov., 19. Nov. u. 15. Dez. 1830. — <sup>188)</sup> Carl Müller v. Friedberg, Schweiz. Annalen oder die Gesch. unserer Tage seit dem Julius 1830, 2. Bd. S. 395; J. Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen u. Umgestaltungen 1830—50, 1. Bd. S. 63; NZZ 4. u. 22. Dez. 1830. — <sup>189)</sup> Vgl. C. Müller v. Friedberg, a. a. O. 401; die Biographie Stockmars in den bern. Biogr. — <sup>190)</sup> zit. n. Klötzli, a. a. O. 64. — <sup>191)</sup> ebenda S. 63. — <sup>192)</sup> ebenda S. 67. — <sup>193)</sup> Man. d. Geh. R. 20, 203 (zit. n. Klötzli S. 43). — <sup>194)</sup> Dursli, der Branntweinsäufer, 1839, S. 7. — <sup>195)</sup> Es sind bei diesen **K a m p f s c h r i f t e n** zwei Typen wohl zu unterscheiden: Die einen sind mehr nur Bekenntnis, persönliche Meinungsäusserung des Liberalen, Rechtfertigung und Auseinandersetzung mit dem Gegner. Die andern wenden sich ausdrücklich ans «Volk» und zeigen unverkennbar die Absicht, auf dieses propagandistisch einzuwirken. Zum ersten Typ gehören etwa die «**W ü n s c h e u n d A n s i c h t e n ü b e r d i e z u e n t w e r f e n d e V e r f a s s u n g d e s C a n t o n s B e r n**» (Laut. 265<sup>14</sup>). Sie sind die Gedanken eines Mannes, der in liberalem Sinne an der neuen Verfassung mitarbeiten will, sein politisches Glaubensbekenntnis. Sie wenden sich nicht mit propagandistischer Absicht ans Volk; dafür setzen sie sich in der Einleitung mit dem Gegner, den Aristokraten, auseinander, Leuten, «welche glauben, der Mensch bedürfe nichts, als nothdürftig Brod und müsse damit zufrieden sein; die nicht begreifen können, dass der denkende Mensch vor allem aus **F r e i h e i t** bedarf, Freiheit will...» Es sind die bekannten Gedankengänge. So denkt die Mittelschicht, wie wir sie aus den Einsendungen kennenlernten. «In diesem natürlichen Gefühle... liegt auch das Hauptmotiv der Bewegung unsrer Tage. Man will Theil nehmen am Gange des Staatslebens, man will zur Leitung der gesellschaftlichen Institutionen mitzuwirken das Recht haben... Es handelt sich also dabei nicht um ein träges, thierisches, egoistisches Wohlseyn des Einzelnen, sondern um eine höhere Idee...» Zum andern Typ gehört die Flugschrift Karl Schnell's «**H ü t e d i c h , o V o l k ! v o r d e n W ö l f e n i m S c h a f p e l z**» (Laut. 99<sup>2a</sup>), die sich ja ausdrücklich ans «Volk» wendet. Auf's Volk soll eingewirkt, von ihm die Zustimmung zu den neuen Ideen erlangt werden. Wie das geschieht, ist nun sehr aufschlussreich. Auch hier wird die grosse Klage und Forderung der Liberalen erhoben: «Du sollst deine Gesetzgeber nicht wählen, deine Gesetze nicht berathen können...» Wir erinnern uns an die Begründung, die ständig gegeben wurde, warum man das als unerträglich empfinde: Man sei mündig, der Bevogtung über-

drüssig; man will nun einmal teilnehmen am Gang des Staatslebens, «man will zur Leitung der gesellschaftlichen Institutionen mitzuwirken das Recht haben». Überlegungen nach materiellen Vor- oder Nachteilen haben gar nicht aufzukommen. Es geht um Recht, «um eine höhere Idee». Diese Flugschrift «ans Volk» scheint nun aber doch eine andere Begründung nötig zu haben. «Du sollst deine Gesetzgeber nicht wählen, deine Gesetze nicht berathen können...» Gleich der nächste Satz gibt die Interpretation: «... Sie wollen dir vorschreiben, wie viel du ihnen abzugeben habest; dir lassen sie bloss die Ehre des Zahlens.» Hier also wird der Anknüpfungspunkt gefunden. In Gefühlen und Überlegungen, die doch eher mit dem verachteten egoistischen Wohlsein zu tun haben als mit der «höheren Idee». Von hier aus werden nun die bekannten politischen Forderungen vortragen: «Ist es dir anständig, dass Bevorrechtigte, die sich selbst erwählen, in allen Räten die Mehrzahl bilden, alle hohen Staatsämter ausschliesslich bekleiden, alle Stellen nach ihrer Willkühr besetzen usw. usw.» Dann aber, nach diesen politischen Ausführungen, wird der Kreis wieder geschlossen und zum Ausgangs- und Anknüpfungspunkt zurückgefunden: «Eine solche Umänderung muss augenscheinlich dem Staatshaushalt im Allgemeinen, mithin auch den zu erlassenden Gesetzen, dem Abgaben- und Steuerwesen, dem Landbau, den Gewerben... unendlich nützlich werden.» — <sup>196</sup>) Klötzli, S. 56. — <sup>197</sup>) Klötzli, S. 55. — <sup>198</sup>) Nouv. Vaud. 12. XI. 30. — <sup>199</sup>) App. Ztg. 27. XI. 30. — <sup>200</sup>) Skizze aus den Dezember-Wünschen des Volkes des Cantons Bern, 1831, S. 131. — <sup>201</sup>) ebenda S. 129. — <sup>202</sup>) zit. n. Klötzli, S. 118. — <sup>203</sup>) zit. n. Klötzli, S. 112. — <sup>204</sup>) Em. R. v. Tavel, Oberamtmann, Frutigen in den Jahren 1830 u. 1831 (Neues Berner Taschenbuch 1932, S. 3). — <sup>205</sup>) zit. n. Klötzli, S. 67. — <sup>206</sup>) nach Klötzli der häufigste der politischen Wünsche. — <sup>207</sup>) Die Armennoth, 1840, S. 36. — <sup>208</sup>) Zur Gesch. Berns u. d. Schweiz überhaupt 1803—31 aus Briefen Samuel Schnells u. a. an Stapfer (N. B. Taschenb. 1906, S. 182). — <sup>209</sup>) C. A. Bloesch, Gesch. d. Stadt Biel, 3 Teile, 1855/56, 3. Teil, S. 231.

### *Schluss*

<sup>210</sup>) Hans Schnell hatte auf seinem Pariser Aufenthalt Gelegenheit, im Hause Stapfers mit Benj. Constant zusammenzutreffen (Berner Biogr.). — <sup>211</sup>) Der brave, biedere u. treue Berner, «ab dem Knubel im Emmenthal», der in patrizischen Kampfschriften als der Gegenspieler des neugläubigen «Dinten-Sami» auftritt. — <sup>212</sup>) **W a h l r e c h t**: Es kann nur wählen, wer 23 Jahre alt ist und ein Vermögen von 500 Franken besitzt, oder 200 Franken Miete bezahlt, oder Offizier, Beamter ist, oder einen wissenschaftlichen Beruf ausübt. **W ä h l b a r k e i t**: Verlangt ein Alter von 30 Jahren und 5000 Franken Vermögen oder einen wissenschaftlichen Beruf. **W a h l a k t**: indirekt. — <sup>213</sup>) Verh. 1822, S. 105.